Agenor und die Maurin.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fideicommiss
Bibliothek

[library stamp]

Erstes Kapitel.

Agenors Reise nach Frankreich.

Der letzte Band der Erzählung: „der Bastard von Mauleon" schloß mit der Schilderung der blutigen Schlacht von Navaretta am 3. April 1368, in welcher das Heer Don Enrigo's di Trastamare, Halbbruders des Königs Don Pedro von Spanien, unter welchem der Connetable Duguesclin commandirte, von der Armee des Königs in Verbindung mit einem englischen Hülfscorps unter Anführung des Prinzen Eduard von Wales, genannt der schwarze Prinz, total geschlagen wurde. Wir haben erzählt, daß Duguesclin und der Ritter Agenor, genannt der Bastard von Mauleon, von dem englischen Prinzen gefangen genommen wurde, daß er es aber dem Letzteren erlaubte, nach Frankreich zurückzukehren, um das Lösegeld für den Connetable zu holen, und wir haben unsern Helden verlassen, während er, beglei tet von seinem treuen

Schildknappen Musaron, auf der Straße nach Frankreich fortjagte.

Indem wir die Leser um des Zusammenhanges willen auf jene Erzählung verweisen, nehmen wir hier den Faden derselben wieder auf.

Don Pedro's Einzug in Burgos geschah mit allem Glanze eines rechtmäßigen Herrschers, der einen entscheidenden Sieg über seine Feinde davongetragen hat.

Da die Rebellen jetzt nichts mehr zu hoffen hatten, so unterwarfen sie sich, und Don Pedro, durch ihre bereitwillige Ergebung und die dringenden Vorstellungen des Prinzen von Wales milder gestimmt, begnügte sich damit, ein Dutzend Bürger aufhängen, einige hundert andere von seinen Soldaten durchprügeln zu lassen und der Stadt eine tüchtige Kriegssteuer aufzulegen. Er schlug sogar sein Hoflager daselbst auf; Bälle und Turniere folgten ohne Unterbrechung auf einander, es wurden Aemter, Würden und andere Belohnungen gespendet und man vergaß des Krieges, ja sogar des Hasses.

Die Wachsamkeit des Sarazenen Mothril, des allmächtigen Ministers Don Pedro's, ermüdete jedoch nicht; aber anstatt sich als kluger Staatsmann auf die kommenden Ereignisse und den möglichen Wiederbeginn eines

Krieges vorzubereiten, schläferte er den König im Gefühle ein völligen Sorglosigkeit immer mehr ein.

Schon hatte Don Pedro die unzufriedenen Engländer entlassen; aber der Prinz von Wales verlangte Ersatz der Kriegskosten und legte dem Könige die Berechnung derselben vor, über deren Größe dieser nicht wenig erstaunte. Da er es nicht für rathsam hielt, jetzt, wo seine Unterthanen noch nicht einmal Zeit gehabt hatten, sich von den Kriegslasten zu erholen, schon wieder Steuern zu erheben, so bat er den Prinzen um Gestundung. Dieser aber, welcher seinen Verbündeten zu genau kannte, hatte keine Lust zu warten und bestand auf seiner Forderung. So zogen sich von neuem drohende Gewitterwolken um den Thron Don Pedro's zusammen, die seine Lage zu einer keineswegs beneidenswerthen machten.

Dies war der Augenblick, den Mothril gewünscht und vielleicht sogar vorausgesehen hatte. Er schien nicht im geringsten beunruhigt durch die Forderungen des englischen Prinzen, sondern lächelte vielmehr darüber, indem er dem Könige vorstellte, daß hunderttausend Sarazenen wohl zehntausend Engländer aufwögen, daß sie weniger kosteten, daß sie Spanien den Weg zu großen Besitzungen in Afrika bahnten und daß eine Doppelkrone das Resultat seiner Politik sein würde.

Dann machte er ihn darauf aufmerksam, daß das einzige Mittel, die beiden Kronen dauerhaft auf einem Haupte zu vereinigen, eine Verbindung sei, daß eine Tochter der alten arabischen Fürsten aus dem ehrwürdigen Geblüte der Kalifen, an Don Pedro's Seite auf dem castilianischen Throne sitzend, in Zeit von einem Jahre ganz Afrika, vielleicht das ganze Morgenland unter spanische Oberherrschaft vereinigen würde, und es versteht sich von selbst, daß diese Tochter der Kalifen niemand anders war als Aissa.

Von jetzt an ebnete sich der Weg für Mothril immer mehr und er näherte sich dem Ziele seiner höchsten Wünsche. Mauleon war ihm kein Hinderniß mehr, da er sich nicht mehr in Aissa's Nähe befand; dagegen aber ließ sich von Seiten Aissa's selbst ein ernster Widerstand erwarten. Doch einer überlegenen Gewalt muß endlich auch der heftigste Widerstand weichen. Es kam nur darauf an, dem jungen Mädchen zu beweisen, daß Mauleon ihr nicht treu war, und dies hatte keine Schwierigkeit für einen Menschen wie Mothril, der kein Mittel scheute, um seinen Zweck zu erreichen.

Noch ein andres und größeres Hinderniß war aber die schöne und stolze Maria Padilla, welche durch die Macht der Gewohnheit und der Sinnenlust noch immer

eine unumschränkte Herrschaft über Don Pedro ausübte. Seitdem sie Mothrils Absichten durchschaut hatte, arbeitete sie denselben mit einer Geschicklichkeit entgegen, wie man sie von einer Frau von so seltener Klugheit nur erwarten konnte.

Sie kannte Don Pedro's geheimste Wünsche und wußte ihn immer wieder von neuem an sich zu fesseln. Folgsam und demüthig, wenn sie mit dem König allein war, gebieterisch und herrschsüchtig allen Andern gegenüber, unterhielt sie fortwährend ein geheimes Einverständniß mit Aissa, deren ganze Freundschaft sie sich zu erwerben gewußt hatte.

Sie sprach beständig von Agenor mit ihr und vermied es sorgfältig, ihre Gedanken auf Don Pedro zu lenken; auch bedurfte die innige und treue Liebe des jungen Mädchens keiner Anregung, denn sie konnte nur mit ihrem Leben erlöschen.

Aissa war nicht wieder am Hofe erschienen; sie erwartete geduldig die Erfüllung des ihr von Maria Padilla gegebenen Versprechens, ihr sichere Nachrichten von dem Geliebten zu verschaffen. Maria hatte wirklich einen sichern Boten an Mauleon abgeschickt, mit dem Auftrage, ihm den Stand der Dinge mitzutheilen und seiner geliebten Aissa ein Andenken von ihm zu bringen.

Dieser Bote war niemand anders als der Sohn der alten Amme, in deren Gesellschaft Agenor ihr als Zigeunerin verkleidet früher einmal begegnet war.

So standen sich die beiden unversöhnlichen ,Feinde Donna Maria und Mothril einander gegenüber und erwarteten, um sich zu messen, nur den Augenblick, wo sie durch Ruhe und reifliches Nachdenken in den vollen Besitz aller ihrer Kräfte gekommen sein würden.

Indessen eilte Agener von Mauleon, obgleich er die treue Liebe bewahrte, die ihn an Spanien fesselte, mit leichtem und fröhlichem Herzen seinem Vaterlande zu; allein dabei verhehlte er sich keineswegs das Schwierige seiner Lage.

Seine durch die Hochherzigkeit des Prinzen von Wales wiedererlangte Freiheit war ein Glück, um dessen Fortdauer ihn gewiß Viele beneideten. Er trieb daher sein Pferd zu möglichster Eile an und schonte es so wenig, daß das edle Thier schon in Bordeaux vor Ermattung zusammenbrach und er es hier zurücklassen mußte, um es auf der Rückreise wieder mitzunehmen. Den noch übrigen Theil des Wegs legte er mit gemietheten Pferden zurück und kam gänzlich erschöpft bei dem Könige Karl an, der über das unerwartete Erscheinen unsres Reisenden nicht wenig erschrak.

„Wie? Ihr seid es, Messire von Mauleon?“ rief der König; „was führt Euch so unerwartet zu mir?“

„Mein gnädigster König,“ antwortete Agenor, sich auf ein Knie niederlassend, „ich bringe Eurer Majestät eine traurige Nachricht: Eure Armee in Spanien ist geschlagen — ja sie ist gänzlich vernichtet!“

„Der Wille Gottes geschehe!“ versetzte der König erbleichend; „wie befindet sich der Connetable?“

„Sire, der Connetable ist von den Engländern gefangen genommen worden.“

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus; indessen faßte er sich bald wieder und sagte:

„Erzähle mir etwas Näheres über die Schlacht; wo hat sie stattgefunden?“

„Bei Navaretta, Sire,“ erwiederte Agenor und berichtete dann den Hergang des unglücklichen Treffens, die Vernichtung der Armee, die Gefangennehmung des Connetables und seine eigene fast wunderbare Befreiung durch den schwarzen Prinzen.

„Ich muß den Connetable loskaufen,“ sagte Karl V., als Mauleon geendet hatte, „wenn anders man ihn für ein Lösegeld freigeben will.“

„Sire, die Auslösungssumme ist bereits festgesetzt.“

„Wie hoch beläuft sie sich?“

„Auf sechzigtausend Goldthaler.“

„Wer hat die Summe bestimmt?“ fragte der König, über diese ungeheure Zahl erschreckend.

„Der Connetable selbst,“ erwiederte Agenor; „aber macht Euch keinen Kummer wegen des Lösegeldes. Der Connetable hat mir aufgetragen, zu seiner Gattin zu gehen, welche hunderttausend Thaler von ihm in Verwahrung hat und sie gewiß mit Freuden für seine Befreiung hergeben wird.“

„Der wackere Mann!“ rief Karl erheitert; „er ist also ein ebenso guter Wirth als tapfrer Kriegsheld. Nun wohl, ich nehme die sechzigtausend Thaler als ein Darlehn von ihm an und werde sie ihm bald zurückerstatten. Aber wenn nun die Summe nicht mehr vorhanden wäre? denn die edle Gattin des Connetable läßt keinen Hülfsbedürftigen mit leeren Händen von ihrer Thür gehen.“

„Für den Fall, daß seine Gemahlin kein Geld mehr haben sollte, hat mir der Connetable den Auftrag ertheilt, die ganze Bretagne mit dem Aufrufe zu durchziehen: Bretagnische Männer und Frauen! der tapfre Connetable Bertrand Duguesclin ist von den Engländern gefangen genommen worden und fordert Euch auf, sein Lösegeld aufzubringen.“

„Vortrefflich!“ rief Karl mit lebhafter Freude. „Aber Du mußt ganz Frankreich durchziehen und ich werde Dir eines meiner Reichsbanner und drei Waffenherolde mitgeben. Indessen wollen wir von diesem Mittel nur im höchsten Nothfalle Gebrauch machen und wo möglich das Unglück von Navaretta in aller Stille wieder gut zu machen suchen.“

„Dies ist unmöglich, Sire, denn nicht nur wird der fliehende Prinz Don Enrigo di Trastamare sehr bald hier sein, sondern die Engländer werden auch ihren Sieg durch alle gascognischen Trompeten ausposaunen lassen, und überdies werden die in ihre Heimath zurückkehrenden verwundeten und verstümmelten Bretagner ihr trauriges Schicksal allenthalben verkündigen.“

„Du hast Recht, Mauleon; so geh denn und wenn Du den Connetable wiedersiehst, so sage ihm, daß ich nichts für verloren halte, wenn ich nur ihn wieder in Freiheit weiß.“

„Der Connetable hat mir noch aufgetragen, Euch zu sagen, daß sein Plan auf dem besten Wege des Gelingens sei, denn die spanische Hitze habe so manche französische Ratte verzehrt, die sich nicht an das Klima gewöhnen konnte.“

„Der wackre Bertrand! Bei allem Unglück hat er dennoch seine heitere Laune bewahrt.“

„Er läßt sich durch nichts zu Boden drücken, Sire; er bleibt sich im Glück wie im Unglück immer gleich.“

Agenor nahm hierauf Abschied vom Könige, der ihm ein Geschenk von dreihundert Livres auszahlen ließ. Unser Held schaffte sich für hundert Livres zwei tüchtige Streitrosse an, schenkte zehn Livres seinem getreuen Musaron und kaufte diesem noch außerdem einen Helm, welcher dem hocherfreuten Knappen ein noch stattlicheres Aussehen verlieh.

Mauleon begann nun seine Wanderung und erreichte bald in der heitersten Stimmung die Grenzen der Bretagne. Hier schickte er seinen Knappen an den Grafen Johann von Montfort ab, um von diesem die Erlaubniß zu erbitten, Madame Tiphaine Raguenel, die Gattin des Connetables, zu besuchen und das zur Auslösung desselben erforderliche Geld in Empfang zu nehmen.

„Ich erlaube es nicht nur,“ erwiederte der junge Graf dem Boten, „sondern ich verlange es sogar. Erhebt auf meinen Besitzungen so viel Beiträge als Ihr bedürft, denn es ist mein innigster Wunsch, daß der große Connetable nicht allein frei, sondern auch daß er mein Freund werde, sobald er in die Bretagne zurückkehrt.“

Diesen Worten getreu empfing der Graf unsern Helden mit der größten Auszeichnung, überreichte ihm das jedem königlichen Abgesandten zukommende Geschenk und ließ ihn durch ein glänzendes Gefolge zur Dame Tiphaine Raguenel geleiten, die auf la Roche d'Ayrien, einer ihrer Familienbesitzungen, wohnte.

Zweites Kapitel.

Madame Tiphaine Raguenel.

Tiphaine Raguenel war eine der tadellosen Frauen, wie sie großen Helden nicht oft zu Theil werden; auch genoß sie sowohl von ihrem Gatten als in der ganzen Umgegend der höchsten Achtung. Sie war von edler Herkunft und in ihrer Jugend sehr schön gewesen. In Folge ihrer hohen Bildung übertraf sie viele gelehrte Rathsherren an Verstand und Einsicht und vereinigte mit diesen kostbaren Eigenschaften die beispiellose Uneigennützigkeit ihres Gatten.

Als sie die Nachricht von der Annäherung eines Abgesandten des Connetables erhielt, brach sie sogleich mit ihren Pagen und Ehrenfräulein auf und erwartete mit ängstlich klopfendem Herzen an der Zugbrücke des Schlosses die Ankunft Mauleons. Dieser verbeugte sich

vor ihr mit der feierlichen Miene eines Trauerboten und ließ sich dann auf ein Knie nieder.

„Sprecht, Herr Ritter," begann Tiphaine, „ich ahne es, daß Ihr mir traurige Nachrichten von meinem Gatten bringt und bin darauf vorbereitet."

Agenor begann jetzt die schmerzliche Erzählung, welche Madame Raguenel anhörte, ohne ihre Verwunderung zu erkennen zu geben, nur der traurige Ausdruck ihres Gesichts trat immer deutlicher hervor.

„Also," sprach sie, „mein Gatte selbst hat Euch an mich abgesandt, Herr Ritter?"

„So ist's, Madame," antwortete Mauleon.

„Und haben seine Feinde die Auslösungssumme schon festgesetzt?"

„Er selbst hat die Summe auf sechzigtausend Goldthaler bestimmt."

„Dies ist nicht zu viel für einen so großen Feldherrn; aber woher gedenkt er sie zu nehmen?"

„Er erwartet sie von Euch, Madame; er hat mir gesagt, daß Ihr hunderttausend Goldthaler habt, die Messire Bertrand aus dem letzten Feldzuge mitgebracht hat."

„Es ist wahr, die Summe betrug allerdings so viel, allein sie ist ausgegeben."

„Wie? die ganze Summe?“ rief Mauleon unwillkürlich, indem er sich der Worte des Königs erinnerte.

„Ja, und zwar zu ehrenvollen Zwecken, wie ich glaube,“ sprach Dame Tiphaine weiter. „Ich habe mit diesem Gelde hundertzwanzig Reisige und zwölf unbemittelte Ritter unsrer Gegend ausgerüstet und neun arme Waisen erziehen lassen, und da mir nicht mehr genug übrig blieb, um zwei Töchter eines uns befreundeten Nachbars auszustatten, so habe ich mein Silbergeschirr und mein Geschmeide verpfändet, so daß ich nichts im Hause habe, als was zur Bestreitung der laufenden Ausgaben nöthig ist. Dessenungeachtet hoffe ich im Sinne meines Gatten gehandelt zu haben und bin überzeugt, daß er mein Verfahren billigen würde, wenn er hier wäre.“

„In der That,“ erwiederte Agenor, „auch ich bin der festen Meinung, daß der Herr Connetable Euch für Eure Handlungsweise nur dankbar sein kann, und es bleibt ihm jetzt nichts mehr übrig, als auf den Beistand Gottes zu vertrauen.“

„Und auf den seiner Freunde!“ riefen einige von den Umstehenden mit Begeisterung.

„Ich werde,“ fuhr Mauleon fort, „unverweilt mit der Vollziehung eines zweiten Auftrags beginnen, den Messire Bertrand mir in der Voraussicht ertheilt hat,

daß Ihr die hunderttausend Goldthaler bereits zu edlen Zwecken verwendet habt. Ich werde mit einem Trompeter und einem Bannerträger des Königs das Land durchziehen und die traurige Nachricht verkündigen, damit alle diejenigen, welche ihren großen Connetable so bald als möglich befreit sehen wollen, nach Kräften zur Aufbringung seines Lösegeldes beitragen."

„Ich würde dies selbst gethan haben," entgegnete Dame Tiphaine, „allein es ist besser, Ihr thut es. Wohlan, werthe Herren und Sires," sprach sie zu der mit jeder Minute anwachsende Menge, „Ihr hört es: Die, welche ihre Theilnahme für den Connetable, meinen Gatten, beweisen wollen, mögen seinen Boten als einen Freund betrachten."

„Das wird geschehen," rief die Stimme eines Ritters, der eben hinter der Gruppe anlangte; „und zuerst gebe ich Robert Graf von Laval als Beitrag zu dem Lösegelde meines Freundes Bertrand die Summe von vierzigtausend Livres."

„Wenn alle übrigen bretagnischen Edelleute im Verhältniß ihres Reichthums Eurem Beispiele folgen," sprach Dame Raguenel gerührt von der Freigebigkeit des Grafen, „dann wird der Connetable in wenig Tagen frei sein."

„Kommt mit mir, Herr Ritter," sagte der Graf von

Laval zu Mauleon, „ich biete Euch gastfreie Wohnung in meinem Schlosse an. Morgen macht Ihr den Anfang mit Eurer Collecte und ich gebe Euch mein Wort, sie wird reichhaltig ausfallen.“

Agenor küßte ehrerbietig die Hand der edlen Frau und folgte dann dem Grafen nach seinem Schlosse. Die Sammlung nahm von Gemeinde zu Gemeinde den erfreulichsten Fortgang. Der bescheidene Landmann trug willig einen Tagelohn bei, die Schloßherren gaben gewöhnlich zwischen hundert und tausend Livres und auch die Bürger steuerten nach besten Kräften ihr Scherflein mit Freuden bei, so daß Agenor schon nach acht Tagen die Summe von hundertsechzigtausend Livres beisammen hatte. Eines Abends, als er eben wieder mit einem wohlgefüllten Geldsacke heimkehrte, welcher die den Tag über gesammelten Beiträge enthielt, erblickte er zwischen der Stadt und dem Schlosse in einem mit Buschwerk eingefaßten Hohlwege zwei Reiter, die auf kleinen andalusischen Pferden mit langen Mähnen saßen und sich mit dem Rücken an das Gebüsch auf der einen Seite des Wegs gestellt hatten, um die beiden Franzosen beim Vorüberreiten genau zu betrachten. Sie trugen spanische Rüstungen und an ihren langen schmalen Degen erkannte man leicht, daß es Castilianer waren.

„Was haltet Ihr von diesen Leuten, Herr Ritter?“ fragte Musaron; „ich vermuthe, daß sie nichts Gutes im Sinne haben.“

„Wohl möglich . . . Doch wie es scheint, wollen sie mich anreden.“

„Oder Euch den Geldsack abnehmen; zum Glück habe ich meine Armbrust bei mir.“

„Laß Deine Armbrust in Ruhe; Du siehst ja, daß weder der Eine noch der Andre seine Waffen anrührt.“

„Sennor!“ rief jetzt der eine von den beiden Fremden auf spanisch.

„Was wünscht Ihr von mir?“ fragte Agenor in der nämlichen Sprache.

„Ich wollte Euch nur bitten, mir den Weg nach dem Schlosse Laval zu zeigen,“ entgegnete der Unbekannte in dem artigen Tone eines gebildeten Mannes.

„Ich bin im Begriff, dahin zu gehen,“ sagte Agenor, „und kann Euch daher selbst als Führer dienen; doch sage ich Euch im voraus, daß Ihr den Besitzer des Schlosses nicht zu Hause finden werdet.“

„Es ist also niemand auf dem Schlosse?“ rief der Fremde mit sichtlichem Verdruß.

„Das habe ich nicht gesagt, Sennor.“

„Ihr traut mir vielleicht nicht,“ erwiederte der Un=

bekannte, indem er das Visir seines Helms aufschlug, das er bisher, eben so wie Mauleon, geschlossen gehalten hatte.

„Jesus Maria!“ rief Musaron, als er das Gesicht des Castilianers erblickte.

„Was giebt es denn?“ fragte Agenor verwundert.

„Gildaz!“ flüsterte Musaron ihm in's Ohr.

„Wer ist das, Gildaz?“ fragte Mauleon in dem nämlichen Tone.

„Der Mann, den wir einst in Begleitung der Donna Maria antrafen, der Sohn jener alten Zigeunerin, die Euch zu der Zusammenkunft in der Schloßcapelle beschied.“

„Großer Gott!“ rief Agenor, von Angst und Besorgniß ergriffen, „was mögen sie hier wollen? Wir müssen auf unsrer Hut sein.“

„Ihr wißt, Herr Ritter, daß Ihr nicht erst nöthig habt, mir Vorsicht anzuempfehlen.“

„Was wollt Ihr auf dem Schlosse des Grafen von Laval?“ fragte Agenor den Fremden.

„Ich habe mit einem Ritter zu sprechen, der bei dem Grafen wohnt.“

Musaron warf seinem Herrn einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Einem Ritter sagt Ihr? . . . Wie heißt er?“

„Es thut mir leid, Euch auf diese Frage nicht antworten zu können."

„Was kann es Euch schaden, mir seinen Namen zu nennen, da ich ihn doch erfahren werde, sobald wir im Schlosse ankommen?"

„Dann bin ich unter dem Dache und dem Schutze eines Edelmannes."

Musaron hatte einen glücklichen Einfall; er näherte sich entschlossen dem Castilianer und schlug sein Visir empor.

„Vale me Dios!" rief dieser, als er Musarons Gesicht erblickte; „Ihr seid es, den ich suche!"

„Und ich stehe Euch zu Diensten, Meister Gildaz," erwiederte Musaron, sein Schwert ziehend.

„Davon ist jetzt nicht die Rede," sagte Gildaz; „ist dieser Ritter, Euer Herr, Don Agenor von Mauleon?"

„Der bin ich," entgegnete Mauleon; „was bringt Ihr mir?"

„Verzeiht mir, Herr Ritter," antwortete Gildaz, „wenn ich, als ein gewissenhafter Bote, einen Beweis für Eure Versicherung haben will, ehe ich Euer Verlangen befriedige. Geleitet mich jetzt nach dem Schlosse Laval, und wenn dort irgend jemand, ohne aufgefordert zu sein, Euch mit dem Namen des Ritters von Mauleon anredet,

so werde ich auf der Stelle den Auftrag meiner Gebieterin ausrichten."

„Also Donna Padilla sendet Dich?" rief Agenor rasch.

„Ihr werdet es sogleich erfahren, sobald ich die Gewißheit habe, daß Ihr Don Agenor von Mauleon seid," erwiederte der Castilianer.

„So komm!" rief der Ritter; „Deine Zweifel sollen bald gehoben sein. Vorwärts, Musaron, die Sporen eingesetzt!"

Und die vier Reiter trabten nach dem Schlosse zu.

Drittes Kapitel.

Der Bote.

Der Castilianer erhielt sehr bald die gewünschte Bestätigung, als der Thorwärter des Schlosses Laval unsrem Helden zurief: „Seid willkommen, Sire von Mauleon!“ Er bat daher den Ritter um ein geheimes Gespräch und dieser führte ihn in den inneren Hof, wo er zu ihm sagte:

„Ihr wißt, daß ich Musaron mein volles Vertrauen schenke; aber ich wünschte auch zu wissen, wer Euer Begleiter ist.“

„Es ist ein junger Maure, Namens Hafiz, den ich vor ungefähr zwei Monaten von Mothrils Leuten verwundet und dem Hungertode nahe auf der Straße von Burgos nach Soria fand; sie hatten ihn so mißhandelt, weil er einige Neigung für die Religion Christi an den Tag gelegt hatte. Seitdem ist er mir zugethan wie ein treuer Hund. Vor einigen Wochen ließ meine hohe Ge-

bieterin Donna Maria mich rufen und sagte mir: Du mußt auf der Stelle nach Frankreich reisen, um auf der Straße nach Paris einen Ritter einzuholen (meine Gebieterin beschrieb mir Eure Herrlichkeit), der sich an den Hof des Königs Karl begiebt; nimm aber einen zuverlässigen Begleiter mit Dir, denn der Auftrag ist mit großer Gefahr verknüpft. Ich dachte sogleich an Hafiz und befahl ihm, sogleich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um mich zu begleiten. Er erklärte sich bereit dazu und bat mich nur ihm zu gestatten, daß er zuvor in der Moschee seine Andacht verrichtete. Ich hatte nichts dagegen, sattelte einstweilen die Pferde, und als Hafiz nach einer halben Stunde zurückkam, brachen wir auf. Donna Maria hat mir diesen Brief für Euch übergeben."

Bei diesen Worten lüftete Gildaz seinen Brustharnisch, zog einen Brief hervor, der in ein seidenes Tuch geschlagen war, und übergab ihn Agenor.

Hafiz hatte der ganzen Erzählung des Gildaz, ohne nur eine Miene zu verziehen, zugehört. Während der brave Knappe seine guten Eigenschaften lobte, war nicht die geringste Veränderung in seinen Zügen zu bemerken gewesen, nur als von seiner halbstündigen Abwesenheit in der Moschee die Rede war, überzog eine dunkle Röthe

seine braunen Wangen und aus seinen Augen leuchtete eine gewisse Unruhe.

Agenor nahm den Brief in Empfang und rief Musaron herbei, um ihm denselben vorzulesen, während Gildaz und Hafiz sich in einer ehrerbietigen Entfernung hielten. Musaron las Folgendes:

„Sennor Don Agenor, ich werde sorgfältig bewacht; „aber eine andre Person, die Ihr kennt, wird es noch „viel mehr. Ich bin Euch von ganzem Herzen zugethan, „aber die, wegen der ich Euch schreibe, liebt Euch noch „weit mehr als ich. Wir haben geglaubt, daß es Euch „jetzt, da Ihr Euch wieder auf französischem Boden be„findet, angenehm sein würde, den Gegenstand Eurer „sehnlichsten Wünsche zu besitzen.

„Einen Monat nach Empfang dieses Schreibens findet „Euch in Rianzares nahe an der Grenze ein und theilt „mir durch den Boten, den ich Euch hiermit sende, genau „den Tag Eures Eintreffens in dieser Stadt mit. Dort „harret, bis Ihr ein Maulthier ankommen seht, das Euch „die Geliebte bringen wird.

„Dann aber entflieht, Messire Mauleon, entsagt „dem Waffenhandwerk oder gebt mir wenigstens Euer „Wort als Christ und Ritter, nie wieder einen Fuß

„auf castilianischen Boden zu setzen. Hütet und bewahrt „dann die Geliebte, deren Mitgabe Euch reich und deren „Liebe und Schönheit Euch glücklich machen wird, und „gedenkt zuweilen segnend der Unglücklichen, die mit die„sem Briefe für immer Abschied von Euch nimmt,

„Donna Maria Padilla."

Agenor war zugleich tief gerührt und außer sich vor Freude über dieses Schreiben. Er riß das Papier aus Musarons Händen und drückte einen heißen Kuß darauf. Im Uebermaß des Entzückens umarmte er sogar den Boten und wollte ihn mit einigen Goldstücken belohnen, aber dieser lehnte es mit den Worten ab:

„Nein, Sennor, meine Gebieterin bezahlt mich schon mehr als freigebig."

„Aber Dein Page, Dein getreuer Maure..."

Beim Anblicke des Goldes riß Hafiz die Augen weit auf und ein Schauer durchbebte seinen ganzen Körper.

„Ich verbiete Dir, das Geringste anzunehmen, Hafiz!" sagte Gildaz zu ihm.

Dem scharfsichtigen Musaron entging die verbissene Wuth des Mauren nicht. Indessen mußte er auf Befehl seines Herrn Donna Maria's Brief beantworten; er ging daher in's Schloß und schrieb Folgendes:

„Edle Donna, Ihr habt mich zum Glücklichsten der „Sterblichen gemacht. In einem Monate, das heißt am „siebenten des nächsten Monats werde ich in Rianzares „sein, um die Heißgeliebte, die Ihr mir sendet, in Em„pfang zu nehmen. Dem Waffenhandwerk werde ich zwar „nicht entsagen, denn ich will ein großer Kriegsheld wer„den, um der Dame meines Herzens Ehre zu machen; „aber ich schwöre es im Namen Christi, daß ich Spanien „nie wieder betreten werde, Ihr müßtet mich denn rufen „oder Aissa stieße auf ein Hinderniß, so daß sie nicht zu „mir gelangen könnte, in welchem Falle ich mich durch „nichts in der Welt abhalten lassen würde, sie überall „aufzusuchen. Lebt wohl, edle Dame und betet für mich.“

Agenor machte ein Kreuz darunter und Musaron schrieb daneben:

„Dies ist die Unterschrift des Ritters
Sire Agenor von Mauleon.“

Während Gildaz den Brief Agenors unter seinem Brustharnisch verbarg, beobachtete Hafiz jede seiner Bewegungen mehr wie ein Tiger als wie ein treuer Hund.

„Ich trete jetzt sogleich meine Rückreise an,“ sagte Gildaz zu Agenor, „denn nach dem Befehle meiner Herrin soll ich in zwölf Tagen wieder zurück sein und muß

mich daher beeilen. Wie man mir gesagt hat, soll der Weg über Poitiers etwas kürzer sein?"

„Dies ist wahr. So reis't also glücklich; aber wenn Du auch die Annahme einer Geldbelohnung verweigerst, Gildaz, so wirst Du doch gewiß das Geschenk eines Freundes nicht ausschlagen."

Mit diesen Worten lös'te Agenor seine goldene Kette, die wenigstens hundert Livres werth war, und hing sie Gildaz um.

Hafiz lächelte höhnisch, sein ganzes Gesicht strahlte von einer boshaften Freude.

Gildaz nahm das Geschenk mit ehrerbietigem Danke an und ritt dann aus dem Schloßhofe, gefolgt von Hafiz, dessen lüsterner Blick fortwährend auf der goldenen Kette haftete.

Viertes Kapitel.

Die Rückkehr.

Mauleon traf nun auf der Stelle die nöthigen Anordnungen zur Vollziehung seines Auftrags. Er war überglücklich; er sollte bald auf immer mit der Geliebten vereinigt werden und das Glück ihres Besitzes ungestört genießen. Aissa erschien ihm wie eines jener Traumgebilde, welche Gott den Menschen zuweilen zeigt, um sie erkennen zu lassen, daß es noch etwas Höheres giebt als das irdische Leben. Mit Ungeduld erwartete er die Zurückkunft des Sire von Laval. Dieser hatte von mehreren bretagnischen Rittern ansehnliche Beiträge zu dem Lösegelde des Connetables erhalten, und als man alles zusammenzählte, fand es sich, daß die Hälfte der sechzigtausend Goldthaler bereits zusammengebracht war.

Mauleon hielt dies schon für genügend, denn er hoffte, der König von Frankreich werde die andre Hälfte

hinzulegen; auch war er überzeugt, der Prinz von Wales werde den Connetable im Nothfall auch für die Hälfte der Summe in Freiheit setzen, wenn nicht andere politische Rücksichten ihn davon abhielten. Indessen durchstreifte er noch den übrigen Theil der Bretagne, und seine Aufforderung zu Beiträgen fand überall eine ebenso gute Aufnahme wie bisher, so daß er noch sechstausend Goldthaler zusammenbrachte.

Aber jetzt stieg ein neues Bedenken in ihm auf. Er hatte Donna Maria versprochen, nie wieder den spanischen Boden zu betreten, aber er hatte auch die Verpflichtung, dem Connetable das in der Bretagne gesammelte Geld zu überbringen, dessen Ankunft der Gefangene gewiß sehnlichst erwartete.

Agenor schwankte lange zwischen diesen beiden Pflichten und berieth sich deshalb mit seinem getreuen Musaron, welcher den verständigen Vorschlag machte, das Geld mit einer hinreichenden Bedeckung bis Rianzares zu bringen, von hier aus aber an den Prinzen von Wales zu schreiben und ihn um einen Geleitsbrief für den Geldtransport zu bitten.

„Aber womit soll ich meine Abwesenheit entschuldigen?"

„Ihr gebt vor, ein Gelübde abgelegt zu haben."

„Dies wäre ja eine Unwahrheit!“

„Keineswegs, Herr Ritter, denn Ihr habt Donna Maria in der That gelobt . . . überdies wollt Ihr Euch mit einer Heidin verheirathen, und dies wäre wohl viel eher eine Sünde zu nennen.“

„Du hast wohl Recht,“ seufzte Mauleon.

Der Plan Musarons wurde ausgeführt und bald darauf die Reise angetreten, welche man in starken Tagemärschen zurücklegte, so daß der Trupp mit den sechsunddreißigtausend Goldthalern schon am vierten des folgenden Monats in Rianzares ankam. Von hier aus schickte der Ritter sogleich einen Boten mit Briefen an den Prinzen von Wales nach Burgos ab, wo sich der Letztere wegen der im ganzen Lande auf's neue beginnenden Kriegsrüstungen aufhielt.

Bis zu der Ankunft Aissa's, welche in den nächsten Tagen stattfinden mußte, zog Mauleon unter der Hand Erkundigungen ein, ob Gildaz den Engpaß bei Rianzares passirt hätte. Allein zu seinem nicht geringen Befremden erfuhr er von den Landleuten, daß man zu der angegebenen Zeit nur einen jungen Mauren von wildem Aussehen habe vorbeipassiren sehen.

„Einen jungen Mauren?“ rief Agenor; „war er vielleicht roth gekleidet?“

„Allerdings, und auf dem Kopfe trug er eine sarazenische Pickelhaube.“

„War er bewaffnet?“

„Ein breiter Dolch hing an einer seidenen Schnur am Sattelknopfe.“

„Und er ist allein bei Rianzares vorübergekommen?“

„Ganz allein.“

„Das ist merkwürdig!“ sagte Agenor.

„Es kommt mir ebenfalls sehr sonderbar vor,“ versetzte Musaron.

„Sollte Gildaz die Grenze an einer andern Stelle überschritten haben, um weniger Verdacht zu erwecken? Was meinst Du dazu, Musaron?“

„Ich meine, daß Hafiz ein wahres Schurkengesicht hatte.“

„Aber wir wissen ja gar nicht gewiß, ob es auch wirklich Hafiz gewesen ist,“ entgegnete Mauleon nachdenkend.

„Es ist allerdings besser, wir nehmen das Gegentheil an und halten uns diese Nacht in der Gegend des Flusses auf, denn Aissa muß heute noch ankommen.“

Es war der siebente des Monats, aber dessenungeachtet zeigte sich weder an diesem noch an den nächsten Tagen eine Spur von Aissa. Dagegen erfuhr Agenor

von einigen verwundeten Soldaten, die von Navarretta kamen, daß sich an mehreren Orten des Landes der Geist des Krieges wieder rege, indem das Volk gegen Don Pedro's Tyrannei aufgebracht sei und zahlreiche Emissaire des Prätendenten durch das Land zögen, um es aufzuwiegeln. Die Flüchtlinge versicherten, Don Enrigo habe versprochen, er werde bald mit einem neuen in Frankreich angeworbenen Heere zurückkommen.

Alle diese kriegerischen Gerüchte entflammten Agenors Kampflust, und da Aissa noch immer nicht kam, so vermochte die Liebe nicht, die fieberhafte Aufregung zu beschwichtigen, welche sich beim Geräusche der Waffen eines jungen und feurigen Mannes bemächtigt. Indessen zogen sich in der Nähe auf französischem Gebiet Truppen zusammen, welche jeden Augenblick bereit zu sein schienen, um in Spanien einzufallen. Auch erfuhr Agenor, daß sie wirklich nur die Ankunft eines Oberfeldherrn und noch einiger Verstärkungen an Reiterei erwarteten, um einen Einfall zu unternehmen. Den Namen des Anführers konnte man ihm jedoch nicht sagen.

„Alsc alles geht nach Spanien, nur ich nicht!“ rief Agenor trostlos. „Ach, könnte ich doch meinen Eid zurücknehmen!“

„Der Schmerz verwirrt Eure Sinne, Herr Ritter,“

entgegnete Musaron. „Wenn Donna Aissa nicht kommt, so kann Euer Eid keine Gültigkeit haben, und ich dächte also, wir zögen mit nach Spanien."

„Noch ist es nicht Zeit und ich habe noch einige Hoffnung," sagte der Ritter.

Es vergingen abermals acht Tage und Aissa kam noch immer nicht. Die Anzahl der an der spanischen Grenze zusammengezogenen Soldaten war bereits bis auf fünftausend Mann angewachsen.

Jetzt kam der nach Burgos gesandte Bote zurück und berichtete, er habe den Connetable gesprochen, sei von dem schwarzen Prinzen glänzend bewirthet worden und habe von dessen Gemahlin ein prächtiges Geschenk erhalten. Der Prinz von Wales habe zwar die sechsunddreißigtausend Goldthaler nur als Abschlagszahlung annehmen wollen, allein die Prinzessin habe sich erboten dreißigtausend aus eigenen Mitteln hinzuzufügen, so daß der Befreiung des Connetables nichts mehr im Wege stand.

Ueber diese Nachrichten waren die Bretagner, welche den Geldtransport begleitet hatten, hoch erfreut und der Jubel theilte sich auch den bei Rianzares versammelten Truppen mit.

„Auf nach Spanien!" riefen die Bretagner, „wir wollen unsern Connetable zurückholen!"

„Jetzt können wir nicht länger mehr zögern," sagte Musaron zu seinem Herrn; „Ihr müßt Aissa und Euern Schwur für einige Zeit vergessen, denn die Zeit drängt, wir müssen nach Spanien!"

Agenor selbst vermochte seiner heißen Kampfbegierde nicht länger zu widerstehen und er gab seine Einwilligung. Am neunten Tage nach der von Maria Padilla für die Ankunft Aissa's festgesetzten Frist zog die kleine Truppe durch den Engpaß von Rianzares.

Fünftes Kapitel.

Gildaz.

Unterdessen saß Donna Maria in Burgos auf ihrer Terrasse und zählte die Tage und Stunden, denn die fortdauernde Ruhe des verhaßten Mothril erfüllte sie mit bangen Ahnungen. Dieser beschäftigte sich anscheinend nur damit, Feste zu Ehren Don Pedro's zu veranstalten, für die Füllung der königlichen Kassen zu sorgen und die sarazenischen Hülfstruppen auf dem Kriegsfuße zu erhalten, um endlich die beiden versprochenen Kronen auf dem Haupte seines Gebieters zu vereinigen. Er besuchte Aissa nur einmal täglich gegen Abend und zwar stets in Begleitung Don Pedro's, der dem jungen Mädchen die kostbarsten Geschenke zustellen ließ.

Die Rücksicht auf ihre Liebe zu Mauleon und auf ihre Freundschaft zu Donna Maria gebot zwar Aissa diese Geschenke anzunehmen, aber dessenungeachtet zeigte

sie gegen den König immer die nämliche Kälte, ohne zu ahnen, daß sie dadurch seine Begierden nur noch mehr anfachte. Donna Maria war ihr dankbar dafür und sagte oft zu ihr:

„Fasse Dich in Geduld, unser Plan nähert sich immer mehr der Reife; bald wird mein Bote zurückkehren und Dir die Liebe Deines wackeren Ritters und die Freiheit bringen."

An dem von Maria so sehnlich erwarteten Tage trat jedoch ihre alte Amme in ihr Zimmer und meldete ihr mit bestürzter Miene, daß Hafiz zurückgekommen sei.

„Hafiz ist allein ohne Gildaz gekommen?"

„So ist's, Sennora."

„Großer Gott! Laß ihn sogleich eintreten."

Hafiz erschien. Er war ruhig und demüthig wie immer und näherte sich ehrerbietig seiner Herrin.

„Wo ist Gildaz?" fragte ihn diese.

„Gildaz," erwiederte der Sarazene, indem er scheu um sich blickte, „Gildaz ist todt."

„Wie? er ist todt?" rief Donna Maria, von Angst und Entsetzen ergriffen; „wäre es möglich! . . . Aber was ist ihm begegnet?"

„Wir wurden in einem Engpasse der Gascogne von Räubern angefallen und trotz unserer tapfern Gegenwehr

ausgeplündert. Gildaz wurde schwer verwundet; der starke Blutverlust hatte ein heftiges Fieber zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen starb. Vorher aber trug er mir auf, da meine Wunden weniger bedeutend waren, hierher zu eilen und Euch dieses Schreiben zu überbringen, das er von dem französischen Ritter erhalten hatte."

Hafiz zog ein seidenes Couvert aus seiner Brusttasche, das ganz durchlöchert und mit Blut befleckt war. Donna Maria nahm es schaudernd in Empfang, betrachtete es und sagte:

„Der Brief ist geöffnet worden, das Siegel ist verletzt."

„Ich weiß nichts davon," versicherte Hafiz dreist.

„Hast Du ihn erbrochen?"

„Ich kann nicht lesen, Sennora."

„Wer sollte es sonst gethan haben?"

„Ihr irrt Euch, Sennora; seht, der Dolch des Räubers hat das Siegel und das Pergament durchbohrt."

„Es ist wahr," entgegnete Donna Maria zwar noch immer mißtrauisch, aber ein Blick in das ruhige und einfältige Gesicht des jungen Mauren verscheuchte endlich ihren Argwohn.

„Du sollst belohnt werden," sagte sie zu Hafiz; „ich nehme Dich in meinen Dienst und wenn Du treu und geschickt bist . . ."

In den Augen des Mauren glänzte ein düstres Feuer, das aber sogleich wieder erlosch.

Maria las den Brief, den wir schon kennen, verglich Zeit- und Ortsangaben und rief dann aus:

„Jetzt rasch an's Werk!"

Wir wollen indessen einen Blick zurückwerfen, um über das Benehmen des Mauren Hafiz Aufklärung zu erhalten.

Am Tage vor demjenigen, an welchem Hafiz Donna Maria den Brief aus Frankreich überbrachte, kam ein Hirt in die Stadt und verlangte den Minister Mothril zu sprechen. Dieser befand sich eben in der Moschee; allein er unterbrach sogleich sein Gebet, um mit dem sonderbaren Boten zu gehen, der ihn aus der Stadt und an den Saum eines Waldes führte, wo der Sarazene Hafiz neben seinem Pferde im Grase lag.

Mothril bezahlte den Hirten und sagte dann zu Hafiz:

„Bist Du allein und ist Dein Reisegefährte entfernt genug, um nichts zu ahnen?"

„Sehr weit, Sennor, er ahnt gewiß nicht das Geringste."

„Hast Du den Brief?"

„Ja, Herr."

„Wie hast Du ihn Dir verschafft?"

„Als wir uns in den Gebirgen auf der Grenze zwischen Spanien und Frankreich befanden, machten wir eines Tages Halt, um die Pferde ausruhen zu lassen, und auch Gildaz legte sich nieder, um zu schlafen. Ich nahm den günstigen Augenblick wahr und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Mit einem dumpfen Schrei streckte er die Arme aus; aber ich hatte ihn noch nicht getödtet, denn er brachte mir noch mehrere Stiche mit seinem Messer am linken Arme bei. Erst nachdem ich ihm meinen Dolch nochmals in's Herz gestoßen hatte, gab er den Geist auf. Ich nahm ihm hierauf den Brief ab und setzte meine Reise allein fort. Hier ist der Brief, den ich Euch versprochen habe."

Mothril nahm das Schreiben, dessen Siegel von dem Dolche des Sarazenen durchbohrt, sonst aber noch unerbrochen war, erweiterte die Oeffnung und durchlief das Schreiben mit gierigen Blicken.

„Gut," sagte er, als er gelesen hatte, „wir werden uns zur rechten Zeit einfinden."

„Was soll ich thun, Herr?" fragte Hafiz.

„Du überbringst diesen Brief morgen früh Donna Maria und sagst ihr, Gildaz sei in den Gebirgen von Räubern angefallen und ermordet worden und er habe Dir sterbend den Brief anvertraut. Dann erwartest Du

ruhig meine Befehle und kommst acht Tage lang nicht in die Nähe meines Hauses."

„Es soll geschehen, wie Ihr befehlt, Herr."

Am folgenden Morgen begab sich Mothril zum Könige Don Pedro, bei dem er Donna Maria in augenscheinlicher Mißstimmung fand, denn der König hatte seit ihrem Eintritt noch kein Wort mit ihr gesprochen.

Die stolze Maria Padilla konnte ihren Verdruß über eine solche Beleidigung kaum unterdrücken. Sie sprach ebenfalls nicht und war in ihre Gedanken und Pläne versunken. Als Mothril eintrat, benutzte sie die Gelegenheit, sich zu entfernen.

„Ihr wollt gehen, Madame?" sagte Don Pedro, beunruhigt durch Maria's Gereiztheit.

„Ja, ich gehe," erwiederte sie, „da Ihr Eure Freundlichkeit wahrscheinlich für den Sarazenen Mothril nöthiger brauchen werdet als für mich."

Mothril hörte dies, ohne im geringsten darauf zu achten; als aber Donna Maria sich entfernt hatte, sagte er in schmerzlichem Tone:

„Ich sehe mit Bedauern, daß mein König nicht glücklich ist."

„Ach nein!" versetzte Don Pedro seufzend.

„Wir haben Gold im Ueberfluß," fuhr Mothril fort;

„Cordova hat seine Kriegssteuer eingezahlt; auch bewaffnet Sevilla zwölftausend Mann und wir gewinnen zwei Provinzen.“

„So,“ entgegnete Don Pedro in gleichgültigem Tone.

„Wenn der Usurpator wieder nach Spanien kommt, so werde ich ihn binnen acht Tagen gefangen nehmen und einsperren lassen.“

„Er möge kommen,“ erwiederte der König ruhig, „Du hast Gold und Soldaten, wir nehmen ihn gefangen, lassen ihn verurtheilen und ihm den Kopf abschlagen.“

„Ja, mein König ist sehr unglücklich,“ sagte Mothril, „denn weder das Geld noch die Macht hat Reiz für Dich, die Befriedigung Deiner Rache macht Dir kein Vergnügen mehr und Du hast für Deine Geliebte keinen zärtlichen Blick.“

„Allerdings, ich liebe sie nicht mehr und diese Leere meines Herzens ist schuld, daß ich gegen alles gleichgültig bin.“

„Obgleich das Herz meines Königs so leer zu sein scheint, so ist es doch voll der heißesten Wünsche.“

„Dies ist wahr.“

„Du liebst Aissa, die Tochter eines mächtigen Herrschers. Ach! ich bedaure und beneide Dich zugleich, denn Du kannst sehr glücklich, aber auch sehr unglücklich werden.“

„Du hast Recht, Mothril, ich bin sehr unglücklich, denn sie liebt mich nicht!“

„Glaubst Du, gnädigster König, daß dieses Blut, welches so rein ist wie das einer Göttin, von Leidenschaften bewegt werden kann, denen jedes andre Weib unterliegen würde? Aissa ist nicht für den Harem eines wollüstigen Fürsten geschaffen, sie ist eine Königin und wird nur auf einem Throne lächeln.“

„Ich soll Aissa zu meiner Gemahlin erheben? Was würden die Christen dazu sagen!“

„Wer sagt Dir, hoher Herr, daß Aissa, wenn sie Dich als ihren Gatten liebt, Dir nicht ihren Gott opfern wird, nachdem sie Dir ihr Herz geschenkt hat?“

Ein Seufzer der Wollust entwand sich der Brust des Königs.

„Sie könnte mich lieben?“

„Ja, sie wird Dich lieben.“

„Nein, Mothril, sie wird es nicht, sie flieht mich.“

„Ich hätte geglaubt, die Christen verständen es besser, in dem Herzen des Weibes zu lesen. Bei uns verbergen sich die Leidenschaften scheinbar unter der dichten Hülle der Sklaverei; aber unsere freien Frauen lassen uns um so tiefer in ihr Herz blicken. Wie kannst Du verlangen,

daß die stolze Aissa den Mann liebt, der beständig von einer andern Frau umgeben ist?"

„Wie? Aissa wäre eifersüchtig?"

„Bei uns," erwiederte Mothril mit einem schlauen Lächeln, „ist die Taube eifersüchtig auf die Taube und die Tigerin läßt sich von der Tigerin zerreißen in Gegenwart des Tigers, der eine von beiden wählen will."

„Ach! Mothril, ich liebe Aissa!"

„So mache sie zu Deiner Gattin."

„Und Donna Maria?..."

„Ein Mann, der sein Weib hat ermorden lassen, um seiner Geliebten nicht zu mißfallen, zögert noch, eine Geliebte, die er nicht mehr liebt, zu verstoßen, um fünf Millionen Unterthanen und eine Gattin zu gewinnen, die mehr werth ist als die ganze Erde?"

„Du hast Recht, aber Donna Maria wird es nicht überleben."

„Liebt sie Dich denn so sehr?"

„Sie liebt mich über alles! Zweifelst Du daran?"

„Allerdings, mein König."

Don Pedro erschrak.

„Ich glaube nicht," fuhr Mothril fort, „daß sie Dir untreu ist, aber ich zweifle, daß sie Dich noch liebt,

weil sie darauf besteht bei Dir zu bleiben, obgleich sie die Verminderung Deiner Liebe zu ihr kennt.“

„Also Du würdest Donna Maria verstoßen?“

„Um Aissa zu erlangen, allerdings.“

„Nein . . . das kann ich nicht!“

„So bleibe unglücklich, wenn Du es nicht besser willst.“

Don Pedro versank in düstres Nachsinnen.

„So will ich sterben,“ sagte er nach einigen Augenblicken, „denn ich liebe Aissa. Doch nein,“ rief er dann in heftiger Aufregung, „nein, ich will nicht sterben!“

Mothril kannte den König zur Genüge, um zu wissen, daß kein Hinderniß im Stande war, den Strom seiner Leidenschaft zu hemmen.

„Er könnte Gewalt brauchen,“ dachte er, „und dies müssen wir vermeiden. Gnädigster König,“ sagte er dann, „Aissa würde Deinen Schwüren glauben, wenn Du ihr gelobtest, sie zu Deiner Gattin zu machen, nachdem Du Donna Maria vom Hofe entfernt hast; sie würde dann gewiß ihr Geschick Deiner Liebe anvertrauen.“

„Kannst Du Dich dazu verbindlich machen?“

„Ja.“

„Wohlan!“ rief der König; „ich werde mit Donna Maria brechen und ihr eine Million Thaler schenken.

Sie mag sich dann einen beliebigen Aufenthaltsort wählen und wird reicher und angesehener sein als jede Prinzessin."

„Dies wäre eines mächtigen Fürsten vollkommen würdig; aber die Hauptsache ist, daß Donna Maria nicht in Spanien bleibt, denn Aissa wird nur dann erst ruhig sein, wenn das Meer Eure alte Liebe von der neuen trennt."

„So soll es geschehen. Aber ich bin König, Mothril, und Du weißt, daß ich mir von niemandem Bedingungen vorschreiben lasse."

„Daran thut Ihr sehr recht, Sire."

„Die Sache muß also auf die Weise zwischen uns abgeschlossen werden, daß vor der Hand Du allein Dich verbindlich machst."

„Wie meint Ihr das?"

„Ich muß Donna Aissa als Geißel erhalten."

„Das ist alles?" sagte Mothril in spöttischem Tone.

„Verblendeter! siehst Du nicht, daß mich die Liebe verzehrt und daß ich in diesem Augenblicke zum Scherz von Rücksichten mit Dir spreche, über die ich innerlich lache? Siehst Du nicht ein, daß, wenn Du mir Aissa vorenthältst, ich sie mit Gewalt nehme, daß, wenn Du mir Widerstand leistest, ich Dich in's Gefängniß werfen

und hängen lassen werde und daß alle christlichen Ritter Dich mit wahrem Vergnügen am Galgen sehen und meiner neuen Geliebten ihre Huldigungen darbringen würden?"

„Dies ist wahr," versetzte Mothril; „aber Donna Maria, gnädigster König?"

„Sie mag sich ein Beispiel an Donna Bianca nehmen."

„Euer Zorn ist furchtbar, hoher Gebieter," entgegnete Mothril demüthig, „und der müßte ein großer Thor sein, der sich nicht vor Euch beugte."

„Du wirst mir also Donna Aissa überlassen?"

„Wenn Ihr es befehlt, ja, gnädiger Herr, aber vergeßt nicht, daß, wenn Ihr meinen Rath nicht befolgt, wenn Ihr nicht zuvor Donna Maria entfernt, wenn Ihr ihre Freunde, die Eure Feinde sind, nicht vernichtet, kurz, wenn Ihr nicht alle Bedenklichkeiten Aissa's hebt, sie niemals die Eurige werden und sich eher das Leben nehmen wird!"

Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf Don Pedro und er sagte nach kurzer Ueberlegung:

„Was verlangst Du nun eigentlich?"

„Ich wünsche, daß Ihr Euch noch acht Tage geduldet. Aissa wird nach einem königlichen Schlosse reisen, ohne daß jemand ihren Aufenthalt oder den Zweck ihrer Entfernung ahnt. Es wird Euch dort nicht schwer fallen,

sie von Eurer Liebe zu überzeugen und sie wird Euch wieder lieben.“

„Aber Donna Maria!“

„Sie wird sich einer sorglosen Ruhe überlassen und wenn sie aus ihrem Schlummer erwacht, muß sie sich für besiegt erkennen. Laßt sie toben und jammern, Ihr habt dann Eure Maitresse gegen eine Geliebte vertauscht; Donna Maria wird Euch diesen Treubruch nie verzeihen und sich freiwillig von Euch trennen.“

„Ja, es ist wahr, sie ist stolz. Und Du glaubst, daß Aissa mich nicht verschmähen wird?“

„Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin dessen gewiß.“

„An dem Tage, wo sie mein wird, verlange die Hälfte meines Königreichs von mir, ich gebe sie Dir!“

„Ihr würdet nie einen Dienst gebührender belohnt haben.“

„Also in acht Tagen?“

„Ja, gnädigster König, mit der letzten Stunde des Tages wird Aissa, von einem Mauren begleitet, die Stadt verlassen und ich führe sie Euch zu. Bis dahin aber hütet Euch, Donna Maria's Verdacht zu wecken.“

„Fürchte nichts. Ich habe meine Liebe und meinen

Schmerz verbergen können und werde auch mein Glück verbergen können."

„So kündigt denn heute noch dem Hofe an, daß Ihr nach einem Eurer Lustschlösser reisen wollt."

„Ich werde es thun," erwiederte der König.

Sechstes Kapitel.

Wie Hafiz seine Reisebegleiter irre führte.

Donna Maria hatte indessen ihre geheimen Zusammenkünfte mit Aissa wieder begonnen.

„Du wirst nach Frankreich reisen, theure Aissa," sagte Maria zu ihr, „und schon in acht Tagen wirst Du bei dem sein, den Du liebst, und wirst Dich nicht mehr hierher zurücksehnen.'

„O gewiß nicht, denn ich lebe nur dann, wenn ich die Luft athme, die er athmet."

„Hafiz ist ein kluger und treuer Diener. Er kennt den Weg; er ist aus demselben Lande wie Du und Du kannst daher in der Sprache mit ihm reden, welche Du am liebsten sprichst. Dieses Kästchen enthält Deine Juwelen, und selbst der reichste französische Ritter besitzt nicht die Hälfte der Schätze, welche Du Deinem Geliebten mitbringst. Bist Du einmal in Frankreich, so hast

Du nichts mehr zu fürchten. Ich werde hier eine große Reform in's Leben rufen; der König soll die unsrer Religion feindlich gesinnten Mauren aus dem Lande vertreiben, und sobald Du nicht mehr hier bist, werde ich unverzüglich an's Werk gehen."

„An welchem Tage werde ich Mauleon wiedersehen?" fragte Aissa, die nur das gehört hatte, was ihren Geliebten betraf.

„Fünf Tage nach Deiner Abreise kannst Du in seinen Armen sein."

„Ich werde die Reise schneller zurücklegen als der beste Reiter."

Nach diesem Gespräch ließ Donna Maria Hafiz zu sich rufen und fragte ihn, ob er Gildaz' Schwester nach Frankreich geleiten wolle.

„Das arme Kind ist untröstlich über seinen Tod," setzte sie hinzu, „und möchte seiner irdischen Hülle gern ein christliches Begräbniß zu Theil werden lassen."

„Ich will es gern thun, gnädigste Gebieterin," erwiederte Hafiz; „bestimmt mir den Tag zur Abreise."

„Morgen Abend besteigst Du ein Maulthier, das ich Dir gebe; Gildaz' Schwester und meine Amme, die ihre Mutter ist, werden ebenfalls jede ein Maulthier von mir

erhalten und einige für das Begräbniß nothwendige Gegenstände mitnehmen.“

„Gut, Sennora, ich werde bereit sein.“

Hafiz hatte diesen Befehl nicht sobald empfangen, so hinterbrachte er ihn Mothril. Dieser begab sich auf der Stelle zu Don Pedro.

„Gnädigster König,“ sagte er zu ihm, „es ist heute der siebente Tag, Du kannst nach Deinem Lustschlosse reisen.“

„Ich erwartete Dich,“ versetzte der König, „und habe schon alle Vorbereitungen treffen lassen.“

Don Pedro gab die nöthigen Befehle zur Reise. Er ließ mehrere Hofdamen einladen, ihn zu begleiten, ohne Donna Maria's nur zu erwähnen.

Mothril beobachtete den Eindruck, welchen diese Beleidigung auf die stolze Spanierin machen würde; aber Maria Padilla beklagte sich nicht.

Als es Abend geworden war und der ganze Hof die Stadt verlassen hatte, befahl Donna Maria unter dem Vorwande, einen Spazierritt machen zu wollen, daß man ihr ein Maulthier sattle. Sie ritt dann in einen Mantel gehüllt auf einem geheimen Wege in den Hof an Aissa's Hause, um sie abzuholen, und fand hier den schon seit einer Stunde wartenden Hafiz.

Donna Maria sagte den Thorwächtern das Losungswort und verließ ungehindert mit ihren Begleitern die Stadt. Hafiz ritt voraus. Donna Maria bemerkte, daß er einen Seitenweg einschlug, anstatt auf der geraden Straße zu bleiben, und sagte daher zu Aissa:

„Ich kann nicht mit ihm sprechen, da er meine Stimme kennt, aber die Deinige wird er nicht erkennen; frage ihn doch, warum er von der Hauptstraße abweicht."

Aissa richtete diese Frage in arabischer Sprache an Hafiz, welcher darauf antwortete:

„Weil der Weg zur Linken der kürzere ist, Sennora."

„Es ist gut," sagte Aissa, „verirre Dich nur nicht."

„O nein," entgegnete der Sarazene, „ich weiß wohin ich gehe."

„Sei unbesorgt, er ist treu," sprach Donna Maria leise; „überdies bin ich bei Dir und ich begleite Dich eigentlich nur, um Dich zu befreien, im Fall Du angehalten werden solltest. Morgen früh bist Du schon funfzehn Stunden von der Stadt entfernt und hast nichts mehr zu fürchten. Dann verlasse ich Dich und Du setzest Deinen Weg allein fort; ich aber reise durch das ganze Land und besuche zuletzt Don Pedro auf seinem Schlosse. Ich kenne ihn; er sehnt sich nach mir, wenn ich nicht bei ihm bin, und wird mich mit offenen Armen empfangen."

„Ist das Schloß hier in der Nähe?“

„Es liegt sieben Stunden von der Stadt, aus der wir kommen, aber viel weiter links; wenn der Mond nicht mit Wolken bedeckt wäre, würden wir es auf dem Berge am Horizont sehen können.“

In dem nämlichen Augenblicke trat der Mond hinter einer dunklen Wolke hervor und übergoß die Gegend mit einem durchsichtigen Lichtmeere. Man befand sich auf einer kahlen Haide, die von einem hohen Berge begrenzt wurde, auf dessen Gipfel sich die Mauern eines Schlosses erhoben.

„Dort ist das Schloß!“ rief Donna Maria, „wir haben uns verirrt!“

Hafiz erschrak, denn er glaubte diese Stimme zu erkennen.

„Du hast Dich verirrt,“ sagte Aissa zu dem Mauren; „wie kommt das? Sprich!“

„Ach! wäre es möglich?“ rief Hafiz mit der größten Unbefangenheit.

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so stürzten vier Reiter aus dem nahen Gebüsch hervor.

„Was bedeutet das?“ flüsterte Maria ängstlich; „sind wir verrathen worden?“

Und sie hüllte sich fester in ihren Mantel, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Hafiz stieß ein durchdringendes Geschrei aus, als ob er sich fürchtete, aber einer von den Reitern verstopfte ihm den Mund und zog sein Maulthier mit sich fort. Zwei andere trieben die Thiere der beiden Frauen mit Peitschenhieben an, so daß sie in raschem Laufe nach dem Schlosse zu sprengten.

Aissa wollte um Hülfe rufen, aber Maria sagte zu ihr:

„Schweige! wenn Du bei mir bist, hast Du von Don Pedro nichts zu fürchten, wie ich Mothril nicht fürchte, wenn ich bei Dir bin."

Der kleine Trupp ritt bald darauf in den Schloßhof ein.

Ein einziges Fenster war erleuchtet, an welchem ein Mann stand, der einen Freudenruf ausstieß, als er die Maulthiere ankommen sah.

„Es ist Don Pedro, und er erwartete uns!" sprach Donna Maria zu sich selbst, als sie die Stimme des Königs erkannte; „was bedeutet dies alles?"

Die Reiter führten die Frauen in einen Saal des Schlosses, und bald darauf trat Don Pedro mit Mothril ein, dessen Augen von wilder Freude funkelten.

„Theure Aissa," sagte der König, indem er auf das

junge Mädchen zueilte, die vor Entrüstung am ganzen Körper bebte, „verzeiht mir, daß ich Euch und Eure Begleiterin so geängstigt habe, und erlaubt mir, daß ich Euch willkommen heiße."

„Wollt Ihr mich nicht auch begrüßen, gnädigster König?" rief Donna Maria, ihren Mantel zurückschlagend.

Don Pedro stieß einen lauten Schrei aus und wich entsetzt einen Schritt zurück. Mothril wurde todtenbleich und vermochte kaum den vernichtenden Blick seiner Feindin zu ertragen.

„Ich bitte Euch, gnädigster König," fuhr Donna Maria fort, „uns eine Wohnung anweisen zu lassen, denn Ihr seid unser Wirth und wir sind Eure Gäste."

Beschämt und gedemüthigt kehrte Don Pedro in sein Zimmer zurück. Mothril verließ ebenfalls den Saal, doch bei ihm hatte sich die Furcht schon in Wuth verwandelt.

Nach wenigen Augenblicken trat der Majordomus mit tiefen Verbeugungen ein und bat Donna Maria, ihm nach den für sie bestimmten Gemächern zu folgen.

„Um des Himmels willen, verlaßt mich nicht!" rief Aissa.

„Fürchte nichts, mein Kind," erwiederte Maria Padilla. „Du hast es gesehen, ich brauchte mich nur zu

zeigen, um diese wilden Thiere zu zähmen. Komm mit mir, ich wiederhole Dir, daß ich Dich schützen werde."

„Ach! mir bangt nicht allein um mich selbst, sondern auch um Euch, edle Sennora."

„Wer sollte es wagen mir ein Haar zu krümmen?" entgegnete Maria stolz; „ich fürchte nichts in diesem Schlosse!"

Sobald Donna Maria sich in ihren Gemächern befand, die sie schon öfter bewohnt hatte, verlangte sie ihre Dienerschaft.

„Seine Majestät beabsichtigt nicht," erwiederte der Majordomus, „längere Zeit hier zu verweilen, sondern nur eine Jagd abzuhalten, und er hat daher nur einen kleinen Theil seiner Dienerschaft mitgebracht. Ich bin jedoch zu Euren Befehlen, Sennora; sagt mir, was Ihr wünscht."

„So bringt uns vor allem einige Erfrischungen und Schreibzeug."

Der Majordomus verließ mit einer Verbeugung das Zimmer.

Inzwischen war es Abend geworden und die Dunkelheit so wie die stille Wuth ihrer Begleiterin vermehrten noch Aissa's Angst. Donna Maria ging nachdenkend

im Zimmer auf und ab, und Aissa wagte nicht das bange Schweigen zu unterbrechen.

Der Majordomus kam mit Wachskerzen zurück und ein Sklave brachte eingemachte Früchte und eine Flasche Xereswein nebst zwei Bechern.

„Wo ist das Schreibzeug, das ich verlangt habe?“ fragte Donna Maria heftig.

„Wir haben lange danach gesucht, Sennora,“ entgegnete der Majordomus verlegen, „allein der Kanzler Seiner Majestät ist nicht hier und das Pergament befindet sich in dem königlichen Koffer.“

„Ich verstehe Euch, erwiederte Maria Padilla, die Stirn in düstere Falten ziehend. „Laßt uns allein.“

Der Majordomus entfernte sich.

„Ich verschmachte vor Durst,“ sagte Donna Maria, „willst Du mir wohl einen Becher füllen, Aissa?“

Diese schenkte einen der Becher voll Wein, den ihre Begleiterin in langen Zügen leerte.

„Was thue ich hier?“ sagte Maria zu sich selbst, „warum noch Zeit verlieren? Entweder muß ich den Verräther seiner Treulosigkeit überführen oder ihn wieder an mich zu fesseln suchen.“ Dann wendete sie sich nach Aissa um und sagte zu ihr:

„Antworte aufrichtig der unglücklichsten aller Frauen:

bist Du hoffärtig?... Solltest Du zuweilen den Glanz meines Glückes beneidet haben? sollte vielleicht der Ehrgeiz den Weg zu Deinem Herzen gefunden haben? O antworte mir offen; bedenke, daß mein ganzes Schicksal von dem Worte abhängt, das Du aussprichst! Wußtest Du etwas von diesem Entführungsplane? ahntest Du ihn oder hofftest Du darauf?"

„Meine edle Beschützerin," erwiederte Aissa in sanftem Tone, „Ihr habt es gesehen, wie ich mit inniger Freude in die Arme meines Geliebten eilte, und Ihr fragt mich, ob ich gehofft habe, einem Andern entgegen zu gehen?"

„Du hast Recht, aber Deine Antwort scheint mir noch immer wie eine Ausflucht zu klingen, denn mein Herz ist erfüllt mit irdischer glühender Leidenschaft. Ich wiederhole daher meine Frage: bist Du ehrgeizig? würdest Du Dich jemals durch die Hoffnung auf großen Reichthum, auf einen Thron vielleicht, für den Verlust Deiner Liebe trösten können?"

„Ich schwöre Euch bei dem lebendigen Gotte, Sennora: sollte Don Pedro es versuchen, mir seine Liebe mit Gewalt aufzudringen, so habe ich stets meinen Dolch, um mir die Brust zu durchbohren, oder einen Ring, wie der Eurige, um ein tödtliches Gift zu verschlucken."

„Einen Ring wie der meinige!“ rief Donna Maria entsetzt ihre Hand unter dem Mantel verbergend; „Du weißt also . . .“

„Ich weiß, was jedermann im königlichen Palaste sagt, daß Ihr aus Furcht vor der Möglichkeit, nach dem Verlust einer Schlacht den Feinden Don Pedro's in die Hände zu fallen, beständig einen Ring am Finger tragt, der ein scharfes Gift enthält, mit dessen Hülfe Ihr Euch nöthigenfalls frei machen könnt. Auch ich würde mit Freuden den Tod wählen, wenn ich in eine ähnliche Gefahr kommen sollte.“

„Du bist ein edles Mädchen,“ sagte Donna Maria, indem sie Aissa die Hand drückte, „und Deine Worte würden mir meine Pflicht vorschreiben, hätte ich in dieser Welt nicht etwas Heiligeres zu beschützen als meine Liebe, denn wer würde nach meinem Tode über den Undankbaren wachen, den ich noch immer liebe? Er hat keinen einzigen Freund, wohl aber Tausende von erbitterten Feinden. Du liebst ihn nicht und wirst seinen Verlockungen kein Gehör schenken, dies ist alles, was ich wünsche. Jetzt bin ich ruhig und meine Handlungsweise ist fest bestimmt. Ehe morgen die Sonne wieder aufgeht, wird in Spanien eine Umwälzung stattfinden, von der die ganze Welt sprechen soll. Ich will sogleich mit dem

Könige sprechen. Geh in das Nebenzimmer, Aissa; Du wirst ein vergoldetes Kästchen und darin einen Schlüssel finden, der eine geheime Thür öffnet, welche in die Gemächer Don Pedro's führt."

Aissa holte den gewünschten Schlüssel, den Maria Padilla zu sich nahm.

„Ich verlasse Dich, Aissa," sagte sie dann; „bitte Gott, daß er mir den Sieg verleiht, denn in diesem Falle wirst Du morgen früh nach Rianzares aufbrechen, um in die Arme Deines Geliebten zu eilen, von dem keine Macht der Erde Dich wieder trennen soll."

„Ich danke Euch, Sennora!" rief Aissa, indem sie die Hände ihrer edlen Freundin mit Küssen bedeckte; „ja, ich will für Euch beten und Gott wird mich erhören."

In dem Augenblicke, als die beiden Frauen sich von einander trennten, konnte man zwischen dem dichten Laube der Orangenbäume im Garten einen Kopf emporsteigen sehen, bis er sich in gleicher Höhe mit dem Fenster befand.

Donna Maria ging leichten Schrittes durch einen Gang, der nach einer geheimen Thür führte. Der im Garten Lauschende folgte ihr mit aufmerksam spähenden Augen; aber sein Kopf verschwand, als sich am Ende des Ganges das Geräusch einer sich öffnenden Thür vernehmen ließ. Es war Hafiz, der an dem Stamme eines

Citronenbaumes hinabglitt. Hier erwartete ihn eine andre dunkle Gestalt, der er berichtete, was er gesehen hätte.

„Ha!" rief Mothril, „denn er war es, sie ist zum Könige gegangen und wird mit ihm sprechen; wir sind verloren!"

„Ihr wißt, daß ich ganz zu Euren Befehlen bin," erwiederte Hafiz.

„Ich muß wissen, was sie zusammen sprechen," sagte Mothril; „folge mir."

Beide schlichen unter den Bäumen fort, nach den Gemächern des Königs zu.

Siebentes Kapitel.

Maria's Ring und Aissa's Dolch.

Donna Maria täuschte sich nicht, die Gefahr war sehr groß. Sie mußte die Neigungen des erkalteten und verderbten Herzens des Königs ändern und dies würde der Liebe nicht unmöglich geworden sein; aber es war zu fürchten, daß Don Pedro keine Liebe mehr für sie fühlte. Sie wußte, daß Mothril das gefährlichste Hinderniß für die Erreichung Ihres Zweckes war, und wäre sie ihm unterwegs begegnet und hätte einen Dolch bei sich gehabt, so würde sie ihn ohne Gnade niedergestoßen haben.

Mit diesen Gedanken beschäftigt öffnete sie leise die geheime Thür und trat ungehört in das königliche Gemach. Don Pedro ging unruhig im Zimmer auf und ab; Maria's Ruhe und ihre verhaltene Wuth ängstigten ihn und hatten seinen Zorn erregt.

„Sie verfolgt mich und trotzt mir," sagte er; „sie

will mir zeigen, daß ich nicht der Gebieter bin, und in der That bin ich es auch nicht, da die Ankunft eines Weibes alle meine Pläne vernichtet und mich in meinen Genüssen stört. Ich muß dieses Joch zerbrechen, und wenn ich es allein nicht kann, so werden Andre mir beistehen . . ."

Während er dies sagte, schlich Maria bis in seine Nähe, ergriff seinen Arm und sagte zu ihm:

„Wer soll Euch beistehen, Sennor?"

„Maria!" rief der König entsetzt, als habe er ein Gespenst gesehen.

„Ja, Maria ist es, die Euch fragen will, in wiefern der Rath oder, wenn Ihr wollt, das Joch einer edlen Spanierin, einer Frau, die Euch liebt, entehrender und drückender ist als das Joch eines Mothril, eines Mauren?"

Don Pedro ballte wüthend die Hände.

„Erzürnt Euch nicht, Sennor," fuhr Maria fort, „Ihr seid der Gebieter und werdet einsehen, daß ich nicht die Absicht haben kann, Euch Gesetze vorzuschreiben. Also nehmt Euch nicht die Mühe, aufgebracht zu werden; der Löwe zürnt der Ameise nicht."

Don Pedro, der an eine so unterwürfige Sprache von seiner Maitresse nicht gewöhnt war, blieb erstaunt vor ihr stehen und sagte:

„Was wollt Ihr eigentlich von mir, Sennora?“

„Nur sehr wenig. Wie es scheint, liebt Ihr eine Andere; dies steht Euch frei und es kommt mir nicht zu, Euch einen Vorwurf deshalb zu machen. Ich bin nicht Eure Gattin, und wenn ich sie wäre, so würde ich mich erinnern, welche Schmerzen und Qualen Ihr um meinetwillen Euren Gattinnen bereitet habt. Ich bin nur ein schwaches Weib, aber ich habe eine Stimme und bediene mich ihrer, um Euch Dinge zu sagen, die Ihr von keinem andern Menschen hören werdet. Ihr liebt, und so oft dies bei Euch der Fall gewesen ist, hat sich eine Wolke vor Eure Augen gelagert und Euch die ganze übrige Welt verborgen . . . Aber . . . was horcht Ihr? was erregt Eure Aufmerksamkeit?“

„Es war mir, als hörte ich Schritte im Nebenzimmer,“ erwiederte der König. „Aber nein, es ist unmöglich . . .“

„Warum unmöglich? Hier ist alles möglich . . . ich bitte Euch, seht nach, Sire . . . sollte man uns belauschen?“

„Nein, nein, dieses Zimmer hat keine andre Thür und es ist keiner von meinen Dienern in der Nähe. Der Wind hat ohne Zweifel einen Thürvorhang oder einen offenen Fensterflügel bewegt.

„Ich wollte Euch also sagen," sprach Donna Maria weiter, „daß ich, da Ihr mich nicht mehr liebt, beschlossen habe, mich zu entfernen."

Don Pedro machte eine Bewegung der Ueberraschung.

„Mein Entschluß macht Euch Freude," fuhr Maria mit kalter Ruhe fort, „und dies ist mir lieb, denn nur deshalb habe ich ihn gefaßt. Ich gehe also und Ihr werdet nie wieder etwas von mir hören. Maria Padilla ist von jetzt an nicht mehr Eure Geliebte, sie ist nur Eure ergebene Dienerin, die Euch Eure gegenwärtige Lage der Wahrheit gemäß darstellen will. Ihr habt eine Schlacht gewonnen, aber eigentlich haben Andere sie für Euch gewonnen; Euer Verbündeter ist Euer Gebieter und er wird es Euch früher oder später beweisen. Schon fordert der Prinz von Wales bedeutende Geldsummen, die Ihr ihm nicht bezahlen könnt, und seine zwölftausend Lanzen, die für Euch gekämpft haben, werden sich daher gegen Euch selbst richten. Inzwischen findet Euer Bruder Don Enrigo di Trastamare in Frankreich Hülfe und der Connetable wird rachedürstend zurückkehren. Ihr werdet also zwei Heere zu bekämpfen haben, und was habt Ihr ihnen entgegenzustellen? eine Armee von Sarazenen? O christlicher König, Ihr habt nur ein Mittel wieder in den Bund der Fürsten der Kirche einzutreten und Ihr

beraubt Euch selbst dieses Mittels! Außer den zeitlichen Waffen wollt Ihr auch noch den Zorn des Papstes und den Kirchenbann auf Euch laden! Bedenkt es wohl, die Spanier sind fromm, sie werden Euch verlassen, denn die Nachbarschaft der Mauren ist ihnen schon jetzt zuwider. Aber der Mann, der Euch Eurem Untergange entgegenführt, ist nicht damit zufrieden, daß Ihr Eures Thrones entsetzt und verbannt werdet; er will Euch auch zum Renegaten machen. Gott ist mein Zeuge: ich hasse Aissa nicht, sondern ich liebe sie, ich schütze und vertheidige sie wie eine Schwester. Wäre Aissa auch die Tochter eines maurischen Königs, was keineswegs der Fall ist, Sennor, ich will es Euch beweisen, so ist sie doch nicht würdiger Eure Gemahlin zu werden, als ich, die Tochter eines vornehmen castilianischen Ritters, deren sich kein christlicher König zu schämen braucht. Habe ich aber dessenungeachtet je von Euch verlangt, unsrer Liebe die kirchliche Weihe geben zu lassen? Und ich hätte es gewiß thun können, denn Ihr habt mich geliebt, Don Pedro!“

Ein tiefer Seufzer entwand sich der Brust des Königs.

„Das ist noch nicht alles. Mothril spricht zu Euch von Aissa's Liebe, er hat sie Euch vielleicht sogar versprochen.“

„Und wenn dies wäre, Sennora?“ sagte der König mit ängstlicher Spannung.

„Es wäre allerdings möglich, Sire, denn Ihr verdient mehr als geliebt zu werden; aber Donna Aissa wird Euch niemals lieben, denn sie liebt einen Andern.“

„Wie, ist dies wahr?“ rief Don Pedro wüthend, „ist es keine Verleumdung?“

„Fragt Aissa selbst, ehe sie ein Wort mit mir hat sprechen können, und sie wird Euch das Nämliche sagen, was ich Euch jetzt sagen will.“

„Sprecht, Sennora, sprecht, Ihr erzeigt mir dadurch einen unermeßlichen Dienst. Wen liebt Aissa?“

„Einen französischen Ritter, Namens Agenor von Mauleon.“

„Den Abgesandten, den ich in Soria empfing? und Mothril weiß es?“

„Er weiß es.“

„Dann ist es also eine freche Lüge, ein schändlicher Verrath Mothrils, wenn er mir ihre Liebe verspricht?“

„Die frechste Lüge, der schändlichste Verrath!“

„Und Ihr könnt es beweisen?“

„Sobald Ihr es befehlt, Sennor.“

„Sagt es mir noch einmal, Maria; es ist mir noch immer, als könnte ich es nicht glauben!“

Donna Maria hatte den König schon völlig in ihrer Gewalt; der Stolz und die Eifersucht waren seine schwächsten Seiten.

„Ich schwöre Euch bei dem lebendigen Gotte, sagte Aissa so eben zu mir, sollte Don Pedro es versuchen, mir seine Liebe mit Gewalt aufzudrängen, so habe ich stets meinen Dolch, um mir die Brust zu durchbohren, und einen Ring wie der Eurige, um ein tödtliches Gift zu verschlucken. — Und sie zeigte auf diesen Ring, den ich am Finger trage."

„Was ist's mit diesem Ringe?" rief Don Pedro entsetzt.

„Er enthält Gift, und ich trage ihn seit zwei Jahren, um mir die Freiheit des Körpers und der Seele zu sichern, für den Fall, daß ich in Gefahr käme, den Händen Eurer Feinde überliefert zu werden."

Dieser einfache und rührende Heroismus schien einen tiefen Eindruck auf den König zu machen.

„Maria, Ihr habt ein edles Herz," sagte er zu ihr, „und ich habe noch nie ein Weib so geliebt wie ich Euch geliebt habe. Aber seid unbesorgt, Ihr sollt nicht in den Fall kommen, von Eurem Ringe Gebrauch zu machen."

„Wie er mich geliebt hat!" dachte Maria bei

sich, ohne durch irgend etwas ihren Kummer und Schmerz zu verrathen. „Er sagt nicht mehr, wie er mich liebt!"

„Aissa muß eine wahrhaft abgöttische Liebe zu diesem französischen Ritter haben," sprach der König. „Aber kann ich sie nicht selbst befragen?"

„Wenn Ihr wollt, Sennor."

„Wird sie auch in Mothrils Gegenwart sprechen?"

„Gewiß wird sie es."

„Sie wird alle Einzelnheiten ihrer Liebe gestehen?"

„Sie wird sogar Dinge gestehen, die einem Mädchen zur Schande gereichen."

„Maria!" rief Don Pedro in drohendem Tone, „was habt Ihr gesagt!"

„Stets die Wahrheit," erwiederte sie ruhig.

„Aissa wäre entehrt?"

„Aissa, die man auf Euren Thron setzen und zu Eurer Gattin machen will, ist durch heilige Bande mit dem Ritter von Mauleon verbunden, die Gott allein zerreißen kann, denn es sind die Bande einer vollzogenen Ehe . . ."

„Maria! Maria!" rief der König in der höchsten Wuth.

„Ich war Euch dieses Geständniß schuldig. Ich selbst habe ihren Geliebten in das Zimmer geführt, wo

Mothril sie eingeschlossen hielt; ich habe ihre Liebe in Schutz genommen und mich verbindlich gemacht, das glückliche Paar auf französischem Boden wieder zu vereinigen."

„Ha, Mothril! die furchtbarsten Folterqualen sind zu schwach, um Dich für Deine Verruchtheit zu bestrafen! Bringt mir Aissa her, Sennora, ich bitte Euch darum."

„Ich gehe, Sennor," sagte Maria; „Ihr sollt bald zufriedengestellt sein."

„Wenn Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, Maria, so gebe ich Euch mein Wort, daß morgen kein einziger Maure in Spanien sein soll, der nicht geächtet oder flüchtig ist."

„Dann werdet Ihr morgen ein großer König sein, und ich, die arme Verlassene, werde Gott dafür danken, daß er meinen höchsten Wunsch erfüllt hat, Euch vollkommen glücklich zu sehen."

„Maria, Ihr werdet bleich, Eure Knie schwanken; wollt Ihr, daß ich jemanden herbeirufe?"

„Nein, ruft niemanden, Sire . . . ich will in mein Zimmer zurückkehren, wo ein erfrischender Trank für mich bereit steht, nach dessen Genusse mir wieder besser werden wird. Aber ich versichere Euch," rief Maria plötzlich, indem sie nach der Thür des Nebenzimmers

sprang, „es ist jemand hier, diesmal habe ich ganz deutlich Schritte gehört . . .“

Don Pedro nahm ein Licht und ging mit ihr in das Zimmer; allein es war leer und nichts deutete darauf hin, daß jemand hindurchgegangen wäre. Nur der Vorhang einer Thür zitterte noch ein wenig, was jedoch weder der König noch Maria bemerkte.

„Es ist niemand da,“ sagte Letztere erstaunt, „und doch habe ich Schritte gehört . . .“

„Ihr habt Euch geirrt, es kann niemand hier gewesen sein. Ihr kommt also wieder zu mir, Sennora?“

„Ich werde nicht länger ausbleiben als nöthig ist, um Aissa zu benachrichtigen und durch den geheimen Gang zurückzukehren.“

Nach diesen Worten verließ Donna Maria den König, der in seiner fieberhaften Ungeduld nahe daran war, die Dankbarkeit für den geleisteten Dienst mit der Erinnerung an die vergangene Liebe zu verwechseln.

Das Geräusch, welches Donna Maria im Nebenzimmer gehört hatte, rührte von Mothril her, der mit Hafiz' Hülfe durch ein offenes Fenster in das Zimmer gestiegen war und sich bis an den Thürvorhang geschlichen hatte, um zu erhorchen, was über ihn gesprochen würde.

Die Offenbarung des Geheimnisses Aissa's hatte ihn mit Furcht und Entsetzen erfüllt. Daß Maria Padilla ihn haßte, daran zweifelte er nicht, und eben so war er fest überzeugt, daß sie ihn durch die Enthüllung seiner ehrgeizigen Bestrebungen zu stürzen suchte, aber der Gedanke, Don Pedro könnte gleichgültig gegen Aissa werden, war ihm unerträglich.

Als Mauleons verlobte Braut und ihrer jungfräulichen Reinheit beraubt, war Aissa für Don Pedro ein Gegenstand ohne Reiz und ohne Werth, und wenn der König nicht mehr durch ihre Liebe gefesselt werden konnte, hatte Mothril seine ganze Herrschaft über den König verloren.

Noch einige Augenblicke und das ganze so mühsam aufgerichtete Gebäude stürzte zusammen. Aissa kam in Begleitung Donna Maria's zu Don Pedro und enthüllte ihm das ganze Geheimniß. Maria trat dann wieder in alle ihre Rechte und Aissa verlor die ihrigen; Mothril wurde mit Schimpf und Schande als ein gemeiner Betrüger vom Hofe verstoßen und in's Exil geschickt, wenn ihn der König nicht im ersten Ausbruch seines Zornes hinrichten ließ. Dies waren die Gedanken, welche Mothril vor die Seele traten, während Maria mit Don Pedro sprach.

Athemlos und vernichtet, bald kochend vor Wuth, bald kalt wie Marmor, griff Mothril unwillkürlich nach seinem Dolche und fragte sich, warum er nicht den königlichen Gebieter wie die verhaßte Maria Padilla mit einem Stoße ermordete, das heißt, warum er nicht sein Leben und seine Sache rettete.

Plötzlich heiterte sich seine Stirn auf. Zwei Worte Maria's hatten ihn auf die Idee eines Verbrechens geführt und ihm dadurch zu gleicher Zeit den Weg zur Rettung geöffnet.

Er ließ sie ruhig bis zu Ende sprechen und erst bei den letzten Worten verließ er sein Versteck, bei welcher Gelegenheit Don Pedro und Donna Maria seine Schritte vernommen hatten. Als er sich außerhalb des Zimmers befand, blieb er einen Augenblick stehen und sagte zu sich selbst:

„Durch den geheimen Gang braucht sie dreimal so viel Zeit, um in ihr Zimmer zu gelangen, als ich dazu nöthig habe, wenn ich durch den Garten dahin gehe. Hafiz," sagte er zu diesem, „geh sogleich in den Gang, der nach der Galerie führt, und tritt Donna Maria in den Weg, wenn Du ihr begegnest; bitte sie um Verzeihung, als würdest Du von Reue gequält, gestehe ihr

alles, kurz thue was Du willst, nur halte sie fünf Minuten auf, bevor sie die Galerie betritt."

Hafiz stieg durch ein Fenster in den Gang, in welchem sich bereits Donna Maria's herannahende Schritte vernehmen ließen, während Mothril durch den Garten und die Treppe hinauf in Donna Maria's Zimmer ging. In der einen Hand hielt er seinen Dolch und in der andern ein kleines goldenes Fläschchen, das er aus den Falten seines Gürtels genommen hatte.

Als er eintrat, waren die Kerzen zur Hälfte herabgebrannt und Aissa schlummerte sanft auf dem Kissen eines Divans.

„Sie zuerst," sagte der Maure mit einem finstern Blicke; „wenn sie todt ist, kann sie das Geständniß nicht ablegen, zu dem sie Donna Maria veranlassen will . . . Aber mein Kind soll ich ermorden . . . mein schlafendes Kind, dem der Höchste vielleicht eine Krone bestimmt hat, wenn ich mich mit meinen Befürchtungen nicht übereile! Ich will noch warten . . . sie soll wenigstens zuletzt sterben, wenn ich keine Hoffnung mehr habe."

Auf dem Tische stand ein Becher mit Wein und Wasser, den Aissa für Donna Maria in Bereitschaft gebracht hatte. Mothril trat hinzu und überzeugt, daß

dies der erfrischende Trunk war, von dem Maria gesprochen, goß er den Inhalt des goldenen Fläschchens hinein.

In diesem Augenblicke drangen Hafiz' und Maria's Stimmen aus dem geheimen Gange an sein Ohr.

„Habt Mitleid," sagte der schändliche Bube, „verzeiht meiner Jugend, ich wußte nicht, was mein Herr mich thun ließ."

„Das wird sich finden," erwiederte Maria; „jetzt laß mich! Ich werde mich erkundigen und die Wahrheit sehr bald erfahren."

Mothril trat rasch hinter den Fenstervorhang, von wo aus er alles sehen und hören konnte, während Hafiz langsam in der dunklen Galerie verschwand.

Donna Maria trat in ihr Zimmer und betrachtete die schlummernde Aissa mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

„Ich habe das süße Geheimniß Deiner Liebe vor den Augen eines Mannes entweiht," sagte sie zu sich selbst, „ich habe Deine Engelsunschuld getrübt, aber das Unrecht, das ich Dir angethan habe, soll wieder gut gemacht werden. Armes Kind, schlafe und wiege Dich noch eine Minute lang in süßen Träumen!"

Sie trat einen Schritt auf Aissa zu und näherte sich zugleich dem Tische, auf welchem sie ihren Becher

mit dem kühlenden Getränk erblickte. Sie ergriff und leerte ihn in langen Zügen. Aber kaum hatte sie getrunken, so schwankten ihre Knie, ihre Augen wurden starr, sie legte beide Hände auf die Brust und blickte mit Angst und Entsetzen um sich. Inzwischen wurde der Schmerz in ihrem Busen immer heftiger und unerträglicher; das Blut stieg ihr in's Gesicht und färbte es mit einer dunklen Röthe und sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen.

Schnell wie der Blitz sprang Mothril jetzt aus seinem Versteck hervor, um diesen Ausruf zu ersticken. Vergebens wand sich Maria in seinen Armen, vergebens biß sie in die Hand, die ihr den Mund verschloß; der Sarazene hielt sie mit unwiderstehlicher Kraft umschlungen und erstickte ihre Stimme. Er löschte nun das Licht aus und Maria fiel kraftlos und mit dem Tode ringend zu Boden. Von dem Geräusch erwachte Aissa; erstaunt über die im Zimmer herrschende Dunkelheit that sie einige Schritte vorwärts, wobei sie über Maria's Körper strauchelte und in Mothrils Arme fiel, der ihr einen Dolchstich in die Schulter versetzte und sie dann niederwarf.

Der Blutverlust raubte Aissa fast augenblicklich das Bewußtsein. Mothril zog von Maria's Finger den Ring, welcher das Gift enthielt, schüttelte den Inhalt desselben

in den Becher und steckte ihn dann wieder an den Finger seines Opfers. Dann nahm er aus Aissa's Gürtel den Dolch, den sie stets bei sich führte, tauchte ihn in das Blut des jungen Mädchens und legte ihn neben Maria's Hand.

Um allen Verdacht von sich abzuwenden, begab sich Mothril hierauf in den Garten, so daß es den Anschein hatte, als käme er eben von einem Spaziergange zurück. Er fragte die Bedienten, ob der König sich schlafen gelegt habe, und erhielt die Antwort, daß man Seine Majestät unruhig in seinem Zimmer auf und ab gehen sähe. Dann ging Mothril in seine Wohnung und bald lag er scheinbar in tiefem Schlafe.

Hafiz hatte sich indessen ganz unbefangen unter die königliche Dienerschaft gemischt. So verging eine halbe Stunde, während der im ganzen Palaste die tiefste Stille herrschte.

Plötzlich ertönte ein lauter Schrei aus der königlichen Galerie und Don Pedro's Stimme rief nach Hülfe. Die Garden und die Bedienten eilten sogleich herbei; auch Mothril richtete sich auf, rieb sich die Augen und fragte mit scheinbarer Schlaftrunkenheit:

„Was giebt es denn?"

„Der König! der König!" antwortete man ihm.

Mothril begab sich nach der königlichen Galerie, wo er Don Pedro mit einem Lichte in der Hand an der Thür von Donna Maria's Zimmer fand. Er war todtenbleich und stieß ein lautes Schmerzensgeschrei aus, indem er von Zeit zu Zeit hinter sich in das Zimmer blickte.

„Seht, seht!" rief Don Pedro; „sie sind todt! Beide todt!"

„Was sagt Ihr?" versetzte Mothril; „wer ist todt, Sennor?"

„Sieh her, frecher Sarazene!" erwiederte der König in rasender Wuth.

Mothril trat in das Zimmer und wich scheinbar entsetzt zurück, als er die beiden leblosen Körper Maria's und Aissa's auf dem Fußboden liegend erblickte.

„Donna Maria! . . . Donna Aissa!" rief er aus „Allah!"

Der König erwiederte nichts. Mothril gab den Umstehenden einen Wink, worauf Alle sich langsam entfernten.

„Hier ist ein entsetzliches Verbrechen begangen worden, Sennor!" sprach Mothril zum Könige.

„Heuchlerischer Schurke!" rief Don Pedro wüthend; „wie kannst Du es noch wagen hierher zu kommen, nachdem Du mich so schändlich hintergangen hast!"

„Mein König und Herr, der Schmerz verwirrt Eure

Sinne, sonst würdet Ihr nicht so zu Eurem besten Freunde sprechen," entgegnete Mothril mit unerschütterlicher Ruhe. „Seht her, neben Donna Maria's Hand liegt die Waffe, die das erlauchte Blut meiner Königin vergossen, die Tochter meines erhabenen Gebieters, des großen Kalifen, gemordet hat."

„Es ist wahr," stammelte Don Pedro, „der Dolch ist in Donna Maria's Hand . . . aber sie selbst . . . ihre Züge haben einen entsetzlichen Ausdruck . . . wer hat sie ermordet?"

„Wie soll ich es wissen, Sennor, da ich geschlafen habe und erst nach Euch hierher gekommen bin?"

Mothril trat an den Tisch und untersuchte aufmerksam den noch halb vollen Becher.

„Gift!" sprach er halblaut vor sich hin.

Der König bückte sich zu dem Leichnam Maria's herab und erfaßte ihre Hand mit einem Gefühl von Schauder und Entsetzen.

„Ha!" rief er aus, „der Ring ist leer!"

„Der Ring?" wiederholte Mothril; „welcher Ring?"

„Der Ring mit dem tödtlichen Gifte," erwiederte der König. „Ach! Maria hat sich das Leben genommen . . . und sie hätte auf meine Liebe hoffen können . . ."

„Nein, Sennor, ich glaube Ihr irrt Euch; Donna

Maria war eifersüchtig und ihr Stolz mußte sich tief verletzt fühlen, als sie Aissa auf Euren Ruf hat zu Euch kommen sehen. Nachdem ihr Zorn vorüber war, hat sie es vorgezogen, sich den Tod zu geben, aber vorher hat sie sich gerächt, denn einer Spanierin gewährt die Rache ein größeres Vergnügen als das Leben."

„Mothril, Du lügst," rief der König wüthend, „Du sagst, Donna Maria habe sich deshalb das Leben genommen, weil sie sich von mir verlassen sah? Du weißt also nicht oder stellst Dich nur, als wüßtest Du nicht, daß ich sie höher schätzte als alles Andre?"

„Neulich spracht Ihr anders, Sennor, als Ihr Euch gegen mich beklagtet, sie sei Euch gleichgültig."

„Verdammter Sarazene, wie kannst Du es wagen, mir so etwas in Gegenwart dieses Leichnams zu sagen!... Ach!" rief der König in tiefstem Schmerz, „mein ganzes Reich wollte ich darum geben, könnte ich das Leben dieser Unglücklichen damit erkaufen!"

„Was Gott thut, das ist wohl gethan," murmelte der heuchlerische Maure. „Er hat mir die Freude meines Alters, die Blume meines Lebens, die Perle der Unschuld genommen!"

„Ungläubiger!" rief Don Pedro, dessen Wuth durch diese wohl berechneten Worte von neuem rege gemacht

wurde, „Du sprichst noch von der Unschuld und Reinheit Aissa's, während Du ihre Liebe zu dem fränkischen Ritter kennst und weißt, daß sie entehrt ist!“

„Ich!“ versetzte der Maure, „ich wüßte . . . daß Donna Aissa entehrt ist? Ha! wer hat das gesagt?“

„Die, welcher Dein Haß nicht mehr schädlich werden kann und die nie eine Unwahrheit sagte.“

„Donna Maria?“ entgegnete Mothril. „Ja, es lag in ihrem Interesse, dies zu sagen . . . sie konnte es aus Liebe sagen, da sie aus Liebe gestorben ist, sie konnte aus Rachsucht verleumden, da sie aus Rachsucht einen Mord begangen hat.“

Der König wußte hierauf nichts zu erwiedern und überließ sich seinen Gedanken.

„Wenn Donna Aissa nicht von einem Dolchstiche durchbohrt wäre,“ fuhr der Maure fort, „so würde man Euch vielleicht sagen, sie habe Donna Maria ermorden wollen.“

„Warum nicht?“ erwiederte Don Pedro. „Donna Maria hatte mir das Geheimniß Deiner Maurin verrathen; könnte diese sich nicht dafür haben rächen wollen?“

„Ihr vergeßt, Sennor,“ entgegnete Mothril, „daß der Ring Donna Maria's leer ist, und wer anders sollte

ihn geleert haben als sie selbst? Es ist offenbar, daß Donna Maria Euch hintergangen hat."

„Wie so? Sie sollte Aissa zu mir führen, damit diese mir ihre Worte bestätigte."

„Ist sie gekommen?"

„Konnte sie es, da sie ermordet worden ist?"

„Weil sie ihre Aussage beweisen sollte und weil sie dies nicht konnte."

Der König war nicht im Stande das Dunkel des entsetzlichen Ereignisses zu durchschauen.

„Ach!" murmelte er vor sich hin, „wer wird mir die Wahrheit sagen?"

„Ich sage sie Dir."

„Du?" rief der König mit steigender Wuth; „Du bist ein Bösewicht, der Donna Maria mit seinem Hasse verfolgte und sie mir abtrünnig machen wollte; Du allein hast ihren Tod herbeigeführt. Ich dulde Dich nicht länger in meiner Nähe, Du mußt unverzüglich mein Reich verlassen; dies ist die einzige Gnade, die ich Dir noch gewähren kann."

„Still, Sennor! ein Wunder!" versetzte Mothril; „ich fühle Aissa's Herz unter meiner Hand schlagen: sie lebt noch!"

„Sie lebt?" rief Don Pedro; „ist dies gewiß?"

„Ich fühle den Schlag ihres Herzens.“

„Vielleicht ist die Wunde nicht tödtlich? . . . Ich will einen Arzt rufen lassen . . .“

„Nein,“ entgegnete Mothril; „kein Christ darf eine erhabene Tochter meiner Nation berühren; Aissa ist vielleicht nicht zu retten, aber wenn sie es ist, so soll sie es nur durch mich werden.“

„Rette sie, Mothril . . . rette sie . . . damit sie sprechen kann . . .“

„Damit sie sprechen kann?“ erwiederte Mothril. „Ja mein König, sie wird sprechen und es wird sich dann finden, ob ich ein Verleumder bin und ob Aissa entehrt ist.“

„Wenn Aissa im Stande ist so zu sprechen,“ sagte der König, „dann führe sie zu mir oder lasse es mir wissen, damit ich sie befragen kann.“

Nach diesen Worten kehrte er ohne Bedauern, ohne Liebe und ohne Hoffnung in seine Gemächer zurück.

Mothril verband Aissa's Wunde, welche durchaus nicht gefährlich war, und bald kam sie wieder zu sich. Mit den körperlichen Kräften kehrte auch ihr Gedächtniß zurück und als sie den leblosen Körper Donna Maria's zu ihren Füßen liegen sah, stieß sie einen lauten Angstschrei aus.

Achtes Kapitel.

Wie der Gouverneur des Schlosses zu Bordeaux anstatt eines einzelnen Gefangenen eine ganze Armee in Freiheit setzte.

Duguesclin war inzwischu nach Bordeaux, der Residenz des Prinzen von Wales, gebracht worden, und man behandelte ihn daselbst mit den größten Rücksichten, obgleich er streng bewacht wurde. Dessenungeachtet schätzten es sich die ausgezeichnetsten Officiere der englischen Armee zur Ehre, den Gefangenen zu besuchen, der sie als ein heiterer Tischgenosse immer herzlich willkommen hieß.

Aber er hatte niemanden, dem er seinen Kummer anvertrauen konnte, und dieser war sehr groß. Er sah, wie die schöne Zeit unbenutzt verstrich, daß die mit so großer Mühe zusammengebrachte Armee sich täglich mehr und mehr zerstreute und sah ein, wie schwierig es sein

werde, sie wieder zu vereinigen. Er hatte das Schauspiel der Gefangenschaft von zwölfhundert seiner Officiere und Waffengefährten vor Augen, welche der Kern einer unüberwindlichen Armee waren. Auch dachte er oft an den König von Frankreich, der in diesem Augenblicke ohne Zweifel in großer Verlegenheit war.

Wenn diese Gedanken den Geist des wackern Connetable bestürmten, dann erschien ihm die Gefangenschaft unerträglich; er betrachtete die Eisenstäbe vor seinen Fenstern wie Simson die Angeln der Thore von Gaza und er fühlte die Kraft in sich, die Mauern auf seinen Schultern fortzutragen. Aber die Klugheit rieth ihm gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und da Bertrand neben seiner bretagnischen Rechtschaffenheit auch die normännische Schlauheit besaß, so war er nie fröhlicher als in den Stunden der Muthlosigkeit und Langeweile. So täuschte er durch sein Benehmen mehrere der klügsten Engländer.

Auf höheren Befehl wurde jedoch der Gefangene mit der größten Sorgfalt und Strenge bewacht, die so weit ging, daß selbst die aus Frankreich für ihn eingehenden Briefe nicht unmittelbar in seine Hände gelangten.

Der englische Hof betrachtete die Gefangennehmung des Connetable als eines der glücklichsten Resultate des

Sieges bei Navaretta. König Eduard wollte allmählich seine Macht bis über das durch Bürgerkriege zerrüttete Spanien ausdehnen. Er wußte wohl, daß Don Pedro früher oder später entthront werden würde und daß, wenn Don Enrigo besiegt oder getödtet würde, kein Prätendent auf den castilianischen Thron mehr vorhanden war, der sodann eine leichte Beute für die siegreichen Truppen des Prinzen von Wales werden mußte.

Wurde aber Duguesclin frei, dann erhielten die Dinge eine ganz andre Gestalt: er konnte nach Spanien zurückkehren, die verlorenen Vortheile wieder gewinnen, die Engländer und Don Pedro aus dem Lande vertreiben und Enrigo di Trastamare den Besitz des spanischen Thrones für alle Zeiten sichern. König Eduard fürchtete, daß der Connetable entspringen oder daß er entführt werden könnte, daß er selbst als Gefangener zwischen vier dicken Mauern der besiegten Partei einen guten Rath geben und ihre Hoffnung neu beleben könnte. Daher hatte er Duguesclin zwei unbestechliche Hüter gegeben, den Gouverneur und den Kerkermeister, die beide nur den directen Befehlen des großen Raths von England gehorchten.

Eduard theilte dem edlen und loyalen Prinzen von Wales die geheimen Absichten seiner Räthe nicht mit, denn er fürchtete, der hochherzige Prinz könnte sich den-

selben widersetzen. Der englische Monarch wollte den Gefangenen unter keiner Bedingung gegen ein Lösegeld freigeben, sondern mit der Zeit nach London bringen lassen, wo ihm der Tower für einen so kostbaren Schatz ein viel sicherer Aufbewahrungsort zu sein schien als das Schloß zu Bordeaux.

Duguesclin hatte keine Ahnung von dem über seinem Haupte schwebenden Gewitter; er lebte im Vertrauen auf die nach seiner Meinung allmächtige Gewalt seines Besiegers von Navaretta.

Der von dem Gefangenen so sehnlich erwartete Tag brach endlich an. Der Sire von Laval war mit dem Lösegelde in Bordeaux angekommen und ließ dem Prinzen von Wales den Zweck seiner Sendung wissen. Dieser begab sich sogleich zu dem Connetable und theilte ihm mit aufrichtiger Freude die angenehme Nachricht mit. Zugleich trug er dem Gouverneur, der ihn in das Zimmer des Connetable begleitet hatte, auf, den aus Frankreich angekommenen Freund desselben ungehindert zu ihm zu lassen.

Als der Prinz das Schloß wieder verlassen hatte, blieb der Gouverneur in sorgenvoller Stimmung mit dem Connetable allein. Die unerwartete Ankunft des Grafen von Laval zerstörte alle Pläne des großen Raths in

London und Duguesclin mußte trotz aller Gegenbemühungen seine Freiheit erhalten. Der Gouverneur wollte jedoch sein Möglichstes thun, um den Wünschen seines Königs nachzukommen, und er beschloß daher eigenmächtig den Versuch zu machen, die Freilassung des Connetable zu hintertreiben oder wenigstens zu verzögern. Er knüpfte zu dem Ende folgendes Gespräch mit ihm an:

„Ihr seid also frei, Herr Connetable, und ich muß Euch sagen, daß es mir sehr leid thut, Euch zu verlieren."

„Warum das?" fragte Duguesclin lächelnd.

„Weil es für einen einfachen Ritter wie ich bin eine große Ehre ist, einen so berühmten Helden wie Euch zu bewachen."

„Tragt keine Sorge, Messire Gouverneur, erwiederte der Connetable, „der Prinz wird mir ohne Zweifel bald wieder auf dem Schlachtfelde begegnen, und wenn er mich abermals zum Gefangenen machen sollte, so sollt Ihr mich auch wieder bewachen, denn Ihr eignet Euch ganz vortrefflich dazu."

„Es bleibt mir wenigstens der Trost, daß ich von Euren Waffengefährten zwölfhundert Bretagner unter meiner Obhut behalte und mit ihnen von Euch sprechen kann."

Der Gedanke, daß seine Freunde in Gefangenschaft bleiben mußten, während er selbst die Sonne seines Hei-

mathlandes wiedersehen sollte, warf einen bitteren Tropfen in den Freudenkelch des wackern Connetable.

„Welch ein schönes Vorrecht der Größe und der Tapferkeit!" sprach der Gouverneur weiter; „ein einziger Mann ist seiner persönlichen Verdienste wegen eben so viel werth als zwölfhundert andere zusammengenommen!"

„Wie so?" fragte Bertrand.

„Die Summe, welche der Graf von Laval zum Behuf Eurer Befreiung mitbringt, würde hinreichen, das Lösegeld für Eure zwölfhundert Gefährten zu bezahlen."

„Das ist wahr," erwiederte der Connetable, der immer nachdenkender und betrübter wurde.

„Beim heiligen Georg, Messire," fuhr der Engländer fort, „wäre ich an Eurer Stelle und so reich als Ihr, so würde ich nur an der Spitze meiner zwölfhundert Soldaten dieses Schloß verlassen, denn diese sind allein so viel werth als eine Armee, mit der man einen Feldzug unternehmen kann."

„Ihr glaubt also," sagte Bertrand plötzlich, „daß die Bretagner nicht mehr als sechzigtausend Goldthaler Lösegeld kosten würden?"

„Ich bin dessen gewiß, Messire Connetable."

„Und daß sie der Prinz für diese Summe augenblicklich in Freiheit setzen würde?"

„Auf der Stelle."

„Gut. Ich bitte Euch, den Grafen von Laval, meinen Freund und Landsmann, eintreten zu lassen und meinen Schreiber herbeizurufen."

Der Gouverneur gab dem Kerkermeister sogleich den von Bertrand erhaltenen Befehl und eilte selbst zu dem Prinzen von Wales, um diesen zu benachrichtigen.

Die Ankunft des Grafen von Laval mit seinen vier goldbeladenen Maulthieren und seinen funfzig Reitern hatte ganz Bordeaux in Bewegung gebracht und eine bedeutende Volksmenge hatte sich dem Zuge angeschlossen, der endlich vor dem Schlosse Halt machte, in welchem Duguesclin gefangen saß.

Während die Maulthiertreiber die Goldkisten abluden, näherte sich ein Reiter mit gesenktem Visir, der weder Farben noch ein Wappen trug, dem Grafen von Laval und sagte in bestem Französisch zu ihm:

„Messire, Ihr werdet das Glück haben, den berühmten Gefangenen zu sehen und ihn in Freiheit zu setzen; ich, ein Freund des Connetable, werde vielleicht keine Gelegenheit haben, ihm ein Wort sagen zu können; wäre es Euch daher wohl gefällig, mich mit Euch in's Schloß zu nehmen?"

„Eure Stimme, Messire," entgegnete Laval, schmei-

chelt zwar meinem Ohre, da Ihr die Sprache meines Vaterlandes sprecht; aber ich kenne Euch nicht, und wenn man mich nach Eurem Namen fragte . . ."

„So würdet Ihr antworten," versetzte der Fremde, „daß ich der Bastard von Mauleon bin."

„Der seid Ihr nicht," sagte Laval rasch, „denn der Sire von Mauleon hat uns vor kurzem verlassen, um schneller nach Spanien zu kommen."

„Ich komme in seinem Auftrage, Messire, und bitte Euch nochmals dringend, mich zu dem Connetable zu führen, dem ich ein einziges Wort zu sagen habe."

„Sagt es mir, ich will es ihm mittheilen."

„Ich darf es niemandem sagen als ihm selbst, und auch er wird es erst verstehen, wenn ich ihm mein Gesicht zeige."

„Ihr schenkt mir wenig Vertrauen, da Ihr doch wißt, wer ich bin," erwiederte der Graf fast beleidigt. „Wie kann Euch überdies so außerordentlich viel daran liegen, den Connetable in seinem Gefängnisse zu besuchen, da er es binnen zehn Minuten verlassen haben wird und Ihr ihm dann das so wichtige Wort ganz bequem hier sagen könnt?"

„Zuerst bin ich nicht Eurer Meinung, Herr Graf," entgegnete der Fremde ungeduldig, „und betrachte den

Connetable noch keineswegs als frei. Eine innere Stimme sagt mir, daß seine Entlassung aus dem Gefängnisse auf größere Hindernisse stoßen wird als Ihr vermuthet; angenommen aber auch, er wäre binnen zehn Minuten hier, so könnte ich während dieser Zeit schon ein bedeutendes Stück meiner Reise zurückgelegt haben. Also noch einmal, führt mich zu ihm . . . ich kann Euch nützlich werden."

In diesem Augenblicke wurde der Unbekannte von dem Kerkermeister unterbrochen, der herabkam, um den Grafen von Laval zu ersuchen, in den Schloßthurm zu kommen. Der Graf entfernte sich mit stolzer Kälte von dem Unbekannten, der unter seiner Rüstung zu erbeben schien und sich hinter einen Pfeiler zurückzog, wo er stehen blieb. Das Volk drängte sich lármend nach den Stufen des Schloßthurmes, um den Connetable herauskommen zu sehen.

Es verging indessen eine halbe Stunde und die Ungeduld der Bretagner fing an sich in Besorgniß zu verwandeln. Endlich wurde das Schloßthor wieder geöffnet, aber anstatt des befreiten Feldherrn trat der Sire von Laval bleich und zitternd heraus. Mehrere bretagnische Officiere eilten ihm entgegen und fragten ihn mit banger Besorgniß, was es gäbe.

„Ein großes, ein unglaubliches Unglück!“ erwiederte der Graf. „Aber wo mag jener geheimnißvolle Fremde, der Unglücksprophet, hingekommen sein?“

„Hier bin ich,“ sagte der Unbekannte näher tretend, „ich erwartete Eure Rückkunft.“

„Wünscht Ihr noch immer den Connetable zu sprechen?“

„Mehr als je!“

„Dann beeilt Euch, denn in zehn Minuten würde es zu spät sein. Kommt, der Connetable ist und bleibt Gefangener.“

„Das wollen wir sehen,“ versetzte der Unbekannte und sprang hinter dem Grafen von Laval die Stufen hinauf.

Der Kerkermeister öffnete lächelnd die Thür und die versammelte Menge zerbrach sich den Kopf über die Ursache, welche die Freilassung des Connetable verzögerte.

Der Engländer hatte sich nicht geirrt, er kannte seinen Gefangenen zu gut.

Als der Sire von Laval in das Schloß gekommen war und die ersten Freudensbezeigungen über das Wiedersehen mit dem Connetable gewechselt hatte, sagte dieser, auf die vollen Geldkisten deutend, zu ihm:

„Welche Masse Geld! Sechzigtausend Goldthaler, welche große Summe!“

„So groß sie auch ist,“ erwiederte Laval, „so ist ihre Erhebung doch sehr leicht gewesen, denn jeder Bretagner trug mit Freude seinen Antheil dazu bei.“

„Ja, ich kannte meine braven Bretagner,“ versetzte der Connetable, „aber unmöglich kann ich dieses Opfer von ihnen annehmen, so lange noch zwölfhundert meiner Landsleute gefangen sind, welche um meinetwillen ihre Freiheit verloren haben.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Laval erstaunt.

„Habt die Güte, Messire Gouverneur, den Schreiber kommen zu lassen.“

Der Schreiber erschien und Duguesclin sagte zu ihm:

„Schreibt wieder, was ich Euch dictiren werde:

„Wir, Bertrand Duguesclin, Connetable von Frank„reich und Castilien, Graf von Soria, thun hiermit kund „und zu wissen, daß wir es aufrichtig bereuen, in einem „Augenblicke übermüthigen Stolzes unsern persönlichen „Werth eben so hoch geschätzt zu haben als den von „zwölfhundert guten Christen und tapferen Rittern, die „sicherlich mehr werth sind als wir. Wir bitten Gott „und unsere Brüder deshalb demüthig um Verzeihung, „und um unsern Fehler wieder gut zu machen, bestimmen „wir die Summe von sechzigtausend Goldthalern zum „Auslösen der von Seiner Hoheit dem Prinzen von Wales

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„in der Schlacht bei Navaretta gefangen genommenen „zwölfhundert Bretagner. Ich verwende zu diesem Zwecke „die sechzigtausend Goldthaler, welche mir der Sire von „Laval gebracht hat.“

„Wie, Messire Connetable,“ rief Laval erschrocken, „Ihr wollt Gefangener bleiben? Dies ist unmöglich, bedenkt was Ihr thut!“

„Seid Ihr fertig?“ fragte Duguesclin den Schreiber.

„Ja, gnädiger Herr.“

„So laßt mich unterschreiben.“

Der Connetable nahm eine Feder und setzte rasch seinen Namen unter die Schrift, deren sich der Gouverneur sogleich bemächtigte.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Wales ein. Der Graf von Laval eilte ihm entgegen und sagte:

„Gnädigster Herr, ich bringe die als Lösegeld für den Herrn Connetable bestimmte Summe, nehmt Ihr sie an?“

„Ich habe mein Wort gegeben und es macht mir Vergnügen es halten zu können,“ erwiederte der Prinz.

„Einen Augenblick,“ sagte der Gouverneur; „Eure Hoheit ist von dem so eben stattgehabten Vorfalle nicht unterrichtet: habt die Güte dieses Pergament zu lesen.“

„Um es für ungültig zu erklären!“ rief Laval.

„Nein, sondern um die Vollziehung desselben zu befehlen," sagte der Connetable.

Der Prinz las die Schrift und rief dann von Bewunderung erfüllt aus:

„Dies ist ein edler Zug, um den ich Euch beneide, Messire Duguesclin!"

„Eure Hoheit wird doch den Herrn Connetable nicht zurückhalten?" rief Laval.

„Nein, gewiß nicht, wenn er sich entfernen will," erwiederte der Prinz.

„Ich will und muß bleiben, lieber Graf von Laval; fragt diese Herren, wie sie darüber denken."

Die anwesenden Officiere zollten dem Connetable laut ihre Bewunderung.

„Nun wohl," sagte der Prinz, „man zähle das Geld und lasse die bretagnischen Gefangenen in Freiheit setzen."

Die englischen Officiere verließen das Zimmer; Laval, der sich der Unglücksverheißung des unbekannten Ritters erinnerte, eilte schmerzlich ergriffen aus dem Schlosse, um seinen Beistand zu erbitten."

Bald kam Laval mit dem Unbekannten zurück, zu dem er beim Eintreten sagte:

„Sprecht jetzt mit dem Connetable, und wenn Ihr

einigen Einfluß auf ihn habt, so bewegt ihn, daß er das Lösegeld für sich selbst verwendet, anstatt es Andern zu geben."

Der Unbekannte trat einige Schritte vor, und als der Prinz von Wales ihn erblickte, fragte er den Gouverneur:

„Wer ist dieser Ritter?"

„Er ist in meiner Begleitung gekommen," erwiederte Laval.

„So möge er sein Visir aufschlagen und mir willkommen sein," versetzte der Prinz.

„Gnädigster Prinz," sagte der Unbekannte, dessen Stimme einen gewaltigen Eindruck auf Duguesclin machte, „ich habe ein Gelübde gethan, mein Gesicht bedeckt zu lassen; erlaubt mir, daß ich es halte."

„Aber Ihr werdet wohl nicht beabsichtigen, auch dem Herrn Connetable fremd zu bleiben?"

„Ihm wie jedem Andern, gnädigster Prinz."

„Wenn das ist," rief der Gouverneur, „so ersuche ich Euch, das Schloß zu verlassen, denn ich habe den Befehl, nur Leute einzulassen, die mir bekannt sind."

Der Ritter verbeugte sich.

„Die Gefangenen sind frei," sagte ein Officier, der in diesem Augenblicke eintrat.

„Lebt wohl, mein wackrer Laval," rief der Connetable mit gepreßtem Herzen, indem er die Hand des Grafen ergriff, der es nochmals versuchte, ihn von seinem Vorsatze abzubringen. Allein Duguesclin blieb unerschütterlich.

„Erlaubt mir nur einige Worte," sagte der Unbekannte zu dem Prinzen. „Wißt Ihr wohl, was ich auf meiner Reise überall habe sagen hören? Wenn man auch das Lösegeld für den Herrn Connetable zahlte, so würden ihn die Engländer dennoch nicht frei geben, weil sie ihn zu sehr fürchten."

„Das sagt man?" rief der Prinz.

„Allenthalben, gnädiger Herr."

„Aber Ihr seht, daß man sich irrt, denn der Connetable ist frei und kann jeden Augenblick das Schloß verlassen. Nicht so, Messire Bertrand?"

„Allerdings," erwiederte Duguesclin, dessen Züge eine außerordentliche innere Unruhe verriethen.

„Da aber der Sire Connetable," fiel der Gouverneur ein, „über die zu seiner Auslösung bestimmte Summe anderweitig verfügt hat, so muß er so lange warten, bis eine gleiche Summe anlangt . . ."

Der Prinz überließ sich einen Augenblick seinen Gedanken.

„Nein," sagte er endlich, „der Connetable soll nicht warten. Ich setze sein Lösegeld auf hundert Livres fest."

Ein Gemurmel der Bewunderung durchlief die Versammlung. Duguesclin wollte Einwendungen dagegen machen, aber der fremde Ritter trat zwischen ihn und den Prinzen und rief aus:

„Gott sei Dank, Frankreich kann zweimal für seinen Connetable bezahlen; Messire Bertrand soll gegen niemanden Verpflichtungen haben. In dieser Rolle befinden sich Anweisungen auf den Bankier Agosti in Bordeaux im Belaufe von achtzigtausend Goldthaler, zahlbar bei Sicht; ich selbst werde die Summe erheben und sie soll binnen zwei Stunden hier sein."

„Und ich," fiel der Prinz in zornigem Tone ein, „ich sage Euch, daß der Connetable nur dann das Schloß verlassen soll, wenn er hundert Livres zahlt. Fühlt sich Messire Bertrand beleidigt, mein Freund zu heißen, dann mag er es offen sagen; ich erinnere mich jedoch, daß er mich eines Tages für einen ihm ebenbürtigen Ritter erklärte."

„O, gnädigster Prinz!" rief der Connetable, indem er vor seinem Besieger das Knie beugte, „ich nehme Euer Anerbieten mit dem aufrichtigsten Danke an und werde

die hundert Franken einstweilen von Euren Hauptleuten entlehnen."

Die anwesenden Officiere öffneten bereitwillig ihre Börsen, und als der Connetable dem Prinzen von Wales die hundert Livres einhändigte, umarmte ihn dieser mit den Worten:

„Ihr seid frei, Messire Bertrand. Man öffne die Thore, und niemand sage mehr, daß der Prinz von Wales irgend jemanden in dieser Welt fürchtet."

Der Gouverneur wollte seinen Ohren nicht trauen und war so bestürzt, daß der Prinz ihm den Befehl wiederholen mußte.

Während dieser seine Officiere und selbst den Grafen von Laval über den räthselhaften Urheber dieses Vorfalls befragte, trat der Unbekannte näher zu dem Connetable und sagte leise zu ihm:

„Jetzt seid Ihr frei; auf Wiedersehen in vierzehn Tagen unter den Mauern von Toledo!"

Hierauf machte er dem Prinzen von Wales eine tiefe Verbeugung und entfernte sich mit raschen Schritten.

Eine Stunde später zog der Connetable mit seinen Bretagnern im Triumph durch die Stadt. Nur ein Mann schloß sich dem Zuge nicht an; es war einer der Officiere des Prinzen von Wales, der sich mit im Zim-

mer befunden hatte und dem die Stimme des fremden Ritters aufgefallen war. Er hatte ihn nicht aus den Augen verloren, und als der Unbekannte das Schloß verließ, nahm dieser Capitän einige von seinen Leuten, erkundigte sich, welchen Weg jener eingeschlagen hatte, und sprengte ihm auf der Straße nach Spanien nach.

Neuntes Kapitel.

Wie Mothrils Verbrechen einen für ihn glücklichen Erfolg hatte.

Von einer unerklärlichen Angst getrieben, setzte Agenor inzwischen seine Reise nach den Staaten Don Pedro's mit der größtmöglichen Eile fort.

Unterwegs schlossen sich ihm eine bedeutende Anzahl Bretagner an, die nach stattgefundener Auslösung des Connetable diesen abholen wollten, um unter seinen Befehlen zu kämpfen. Auch begegnete er vielen spanischen Rittern, die sich nach dem von Don Enrigo bestimmten Zusammenkunftsorte begaben, der, wie man sagte, wieder nach Spanien kommen werde, um auf's neue mit dem Prinzen von Wales, der mit Don Pedro nicht zufrieden war, in Unterhandlung zu treten.

So befand sich der junge Ritter bald an der Spitze einer kleinen Armee, in die er alle neu ankommenden

Soldaten aufnahm. Aber zugleich zog er überall Erkundigungen nach Aissa, Maria Padilla, Gildaz und Hafiz ein, welche zu seinem großen Schmerze fruchtlos blieben, denn niemand hatte weder die nach der französischen Grenze zu reisende junge Maurin noch die aus Frankreich zurückkehrenden Boten gesehen. Nach einiger Zeit erfuhr er jedoch, daß Don Pedro nach einem Lustschlosse abgereis't und daß zu gleicher Zeit Maria und Aissa aus der Residenz verschwunden seien, und bald darauf hinterbrachte man ihm auch, daß Gildaz unterwegs gestorben und Hafiz allein zu Donna Maria zurückgekehrt war.

Diese Nachrichten schienen die geheimen Besorgnisse, von denen der Ritter während der ganzen Reise gequält worden war, zu bestätigen. Er mußte sich durchaus nähere Aufklärung darüber verschaffen, und ohne auf Musarons Gegenvorstellungen zu hören, bestieg er sein bestes Pferd und schlug den Weg nach dem Lustschlosse ein, wohin Don Pedro sich begeben hatte.

Don Pedro hatte während jener entsetzlichen Nacht kein Auge geschlossen; seine Dienerschaft wollte ihn sogar weinen gehört haben. Mothril dagegen hatte die Zeit dazu angewendet, um alles reiflich zu erwägen, was jeden Verdacht wegen des verübten Verbrechens von ihm abwenden konnte.

Als Aissa wieder zum Bewußtsein kam und beim Anblick der Leiche Maria's einen Schrei des Entsetzens ausstieß, sagte er zu ihr:

„Danke Gott, mein armes Kind, daß er Dich von einem gräßlichen Tode gerettet hat!"

„Wer hat mich denn tödten wollen?"

„Dieses Weib, welche Deinen Dolch noch in der Hand hält."

„Donna Maria, meine edle, hochherzige Beschützerin? Dies ist unmöglich!"

„Wie kannst Du glauben, daß die Maitresse des Königs edel und hochherzig gegen Dich gesinnt sein konnte, da sie wußte, daß der König Dich liebt?"

„Aber sie wollte mich entfernen," entgegnete Aissa.

„Um Dich jenem fränkischen Ritter zuzuführen, wie sie sagte, nicht wahr?" versetzte der Maure in ruhigem und wohlwollendem Tone.

Aissa erschrak heftig, als sie das Geheimniß ihrer Liebe in den Händen eines Mannes sah, der ein besonderes Interesse daran hatte dieses Gefühl zu ersticken.

„Fürchte nichts, meine Tochter," sprach Mothril weiter; „was Maria wegen ihrer Eifersucht und wegen der Liebe des Königs nicht hat thun können, das werde ich jetzt thun. Du liebst, Aissa, und ich selbst werde Dir

zur Erreichung Deiner Wünsche behülflich sein; mein ganzes Streben auf dieser Erde geht nur dahin, die Tochter meiner Könige glücklich zu machen.“

Aissa blickte Mothril mit Staunen und Verwunderung an, dann fiel ihr Blick auf Maria's Leichnam und sie sprach unwillkürlich vor sich hin:

„Donna Maria ist todt!“

„Höre mich an, geliebtes Kind, ich will Dir sagen, wie dies alles gekommen ist. Der König liebt Dich leidenschaftlich und er hat es Donna Maria gestern offen erklärt. Er beabsichtigte, sich mit Dir zu vermählen, ein Ziel, nach welchem Donna Maria von jeher gestrebt hat; als sie nun sah, daß sie es nie erreichen würde, hat sie es vorgezogen, ihrem Leben ein Ende zu machen und das Gift aus ihrem Ringe in den Trinkbecher geschüttet. Um Dich aber nicht triumphirend und als Königin zurückzulassen, um sich zu gleicher Zeit an Don Pedro und an mir zu rächen, hat sie Deinen eigenen Dolch Dir in die Brust gestoßen.“

„Ich weiß von dem allen nichts,“ erwiederte Aissa; „es ist mir nur, als hätte ich ein dumpfes Geräusch und ersticktes Röcheln gehört . . .“

„Es war der Todeskampf Deiner Feindin. Als ich herbeikam, war sie bereits entseelt und ich hielt auch Dich

für todt, überzeugte mich aber bald, daß Du nur besinnungslos warst, und ich habe das Glück gehabt, Dich in's Leben zurückzurufen."

„O, Maria, Maria!" rief Aissa; „Du warst so gut gegen mich!"

„Du sagst dies, liebe Aissa, weil sie Deine Liebe zu Agenor von Mauleon begünstigte," sprach Mothril leise, „und weil sie ihn zu Soria in Dein Zimmer geführt hat . . ."

„Wie? Ihr wißt dies?"

„Ich weiß alles und auch der König weiß es. Maria hatte Dich in den Augen Don Pedro's entehrt, bevor sie Dich zu ermorden versuchte. Da sie aber fürchtete, der König könnte ihren Verleumdungen kein Gehör schenken und es Dir verzeihen, daß Du einem Andern angehört hast, so hielt sie es für besser, Deinem Leben zugleich mich dem ihrigen ein Ende zu machen. Don Pedro hatte schon Hafiz ohne mein Wissen beauftragt, Dich nach dem Lustschlosse zu bringen; jetzt wird er Deine Genesung abwarten und sich dann bemühen, Dich auf's neue an sich zu ziehen. Dies läßt sich wohl entschuldigen, denn er liebt Dich . . ."

„Eher will ich sterben," sagte Aissa; „meine Hand

soll nicht zittern und von meinem Busen abgleiten wie die Hand Maria's."

„Wie, Du willst sterben? . . . Du, mein geliebtes Kind?" rief der Maure. „Nein, Du wirst leben, Du wirst noch glücklich werden und meinen Namen für alle Zeiten segnen."

„Ohne Agenor kann ich nicht leben."

„Er hat einen andern Glauben als Du, meine Tochter."

„Dann nehme ich seinen Glauben an."

„Er haßt mich."

„Er wird Euch verzeihen, wenn er Euch nicht mehr zwischen sich und mir erblickt. Ach! mir ist dies alles gleichgültig, ich kenne von der ganzen Welt nichts als den Gegenstand meiner Liebe."

„Auch den nicht, welcher Dich für Deinen Geliebten gerettet hat?" sagte Mothril mit einem Ausdruck von Schmerz, welcher das Herz des jungen Mädchens rührte; „Du opferst mich auf, selbst wenn ich mich der Gefahr aussetze für Dich zu sterben?"

„Wie könntet Ihr in diese Gefahr kommen?"

„Gewiß, Aissa . . . Du willst mit Agenor leben, ich werde Dir zur Erreichung dieses Zweckes behülflich sein."

„Ihr? . . . Mothril, Ihr hintergeht mich!"

„Ich werde Dir das Gegentheil beweisen. Du sollst den König nicht mehr sehen, und sobald Du die Reise unternehmen kannst, werde ich Dich zu dem französischen Ritter führen."

„Donna Maria wollte mich auch zu ihm bringen..."

„Allerdings; sie wollte sich Deiner entledigen, und sie würde dies einem Morde vorgezogen haben, denn ein Mord wiegt schwer am Tage des jüngsten Gerichts!"

„Was wollt Ihr dann thun?" fragte Aissa weiter.

„Ich verberge Dich, bis Du hergestellt bist, und dann vereinige ich Dich mit dem Ritter von Mauleon."

„Aber der König?"

„Er würde sich mit aller Kraft unsern Plänen widersetzen, wenn er sie erführe, und mein Tod wäre die erste Folge davon; dann aber würde Dich nichts mehr vor ihm retten können."

„Als mein eigener Tod."

„Willst Du lieber sterben als für den Geliebten leben?"

„O nein! nein! . . . Sprecht, was soll ich thun?"

„Wenn der König zu Dir kommen und Dich über Agenor von Mauleon ausfragen sollte, so mußt Du ihm fest versichern, Donna Maria habe gelogen, indem sie sagte, Du liebtest den Franzosen. Er wird Dir glauben und uns nicht mehr so streng überwachen. Vor allem

aber mußt Du behaupten, daß Donna Maria, ehe sie den Dolch gegen Dich zückte, verlangt hat, Du solltest dem Könige Deine Entehrung gestehen . . ."

„Das kann ich nicht sagen, denn ich habe es nicht gehört," rief Aissa, „und eben so wenig werde ich meine Liebe zu Mauleon leugnen, denn er ist der Stern, der mich durch's Leben leitet. Ich bin so stolz darauf, ihm mit Leib und Seele anzugehören, daß ich es vor allen Königen der Erde laut erklären würde! Rechnet also nicht auf mich bei diesem Lügengewebe . . . wenn Don Pedro mich fragt, werde ich ihm die Wahrheit sagen."

Mothril erschrak. Dieses letzte und schwache Hinderniß zerstörte das Resultat eines Mordes; der einfache Widerstand eines Kindes lähmte die Kraft des starken Mannes, der eine Welt nach seinem Willen geleitet hätte. Er sah ein, daß er nicht länger in Aissa dringen durfte.

„Meine Tochter," sagte er zu ihr, „thue was Dir gefällt, Dein Glück ist mein einziges Gesetz. Antworte also dem Könige, was Du für gut findest. Ich weiß, daß Dein Geständniß mir das Leben kosten wird, denn ich habe immer geglaubt, Deine Unschuld und Reinheit vor jedem Verdachte in Schutz nehmen zu müssen. So möge denn mein Tod Deinen Fehltritt sühnen und Dein Glück sichern . . . Allah will es, sein Wille geschehe."

„Aber ich kann doch keine Unwahrheit sagen,“ entgegnete Aissa. „Könnt Ihr den König nicht von mir entfernt halten . . . mich an irgend einem einsamen Orte verbergen, wozu Euch meine Verwundung einen genügenden Vorwand bietet? . . . Aber lügen und Agenor verleugnen, das werde ich nie!“

Mothril hatte Mühe seine Freude über diese Worte Aissa's zu verbergen, denn wenn er sie einige Zeit von Don Pedro entfernen und sie den Fragen desselben entziehen konnte, bis sein Zorn gemildert und das Andenken an Maria Padilla geschwächt war, so durfte er noch hoffen seine Pläne verwirklicht zu sehen, und er ergriff daher begierig diesen ihm von Aissa selbst gebotenen Ausweg.

„Da Du es willst, meine Tochter,“ sagte er zu ihr, „so werde ich Dich von hier entfernen. Was meinst Du zu dem Schlosse Montiel, zu dessen Gouverneur mich der König ernannt hat?“

„Ich werde gehen wohin Ihr wollt.“

Mothril küßte Aissa's Hand und trug sie in seinen Armen in das Nebenzimmer. Dann ließ er den Leichnam Maria's entfernen und rief zwei Frauen seiner Nation herbei, auf deren Treue er sich verlassen konnte, übertrug ihnen die Pflege der Verwundeten und befahl ihnen, weder

selbst mit ihr zu sprechen, noch irgend jemand Anderm dies zu gestatten. Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, begab er sich zum Könige. . . .

Don Pedro hatte eben mehrere Briefe erhalten, in denen man ihm meldete, daß sich bretagnische und englische Kundschafter in der Umgegend gezeigt hätten, daß Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege umliefen und daß der Prinz von Wales seine Truppen um die neue Hauptstadt zusammenzöge, um seinen Schützling von Navaretta zur Bezahlung der Kriegskosten zu zwingen.

Diese Nachrichten betäubten Don Pedro, aber sie machten ihn nicht muthlos. Er wollte eben nach Mothril senden, als dieser bei ihm eintrat.

„Was macht Aissa?“ rief ihm Don Pedro entgegen.

„Ihre Wunde ist tief und gefährlich, hoher Herr, sie wird nicht mehr zu retten sein.“

„Auch dieses Unglück noch! . . . Ich habe Donna Maria verloren, die mich liebte, ich soll Aissa verlieren, die ich bis zum Wahnsinn liebe, und soll von neuem einen langen gefährlichen Krieg beginnen! . . . Das ist zu viel für das Herz eines einzelnen Menschen.“

Zugleich zeigte er dem Minister die von dem Gouverneur von Burgos und der benachbarten Städte empfangenen Nachrichten.

„Ihr müßt die Liebe für einen Augenblick vergessen, mein König," sagte Mothril, „und Euch auf den Krieg vorbereiten."

„Kann ich Aissa nicht sehen?"

„Aissa schwebt wie eine Blume über dem Abgrunde, der leiseste Hauch kann ihren Tod herbeiführen."

„Hat sie gesprochen?"

„Ja, Herr."

„Was hat sie gesagt?"

„Einige Worte, die alles erklären. Wie es scheint, hat Donna Maria sie zwingen wollen, sich durch ein Geständniß zu entehren, um dadurch Eure Achtung zu verlieren. Das muthige Kind hat sich dessen geweigert und deshalb hat die eifersüchtige Maria sie ermorden wollen."

„Das hat Aissa gesagt?"

„Sie wird es Euch wiederholen, sobald ihre Kräfte zurückgekehrt sind . . . aber ich fürchte nur, ihre Stimme wird in dieser Welt nicht mehr gehört werden. Ein einziges Mittel kann sie vielleicht retten. Nach einer Tradition meines Vaterlandes wird die gefährlichste Wunde geheilt, wenn sie des Nachts zur Zeit des Neumondes mit einer gewissen Pflanze berührt wird."

„So mußt Du diese Pflanze herbeischaffen," rief der König.

„Sie findet sich nicht in dieser Gegend . . . ich habe sie nur bei Montiel gesehen.“

„So schicke nach Montiel . . .“

„Die Wunde muß mit der lebenden Pflanze auf dem Stengel berührt werden. Das Heilmittel ist unfehlbar; aber wird Aissa die Reise aushalten?“

„Es muß die größte Vorsicht dabei beobachtet werden. Sorge dafür und laß sie nach Montiel bringen; Du aber bleibe bei mir, Mothril.“

„Ich allein, hoher Gebieter, kann die Zauberformel während der Operation sprechen; aber sobald Aissa geheilt ist, kommt Ihr nach Montiel und verlaßt sie nicht mehr.“

„Ja, Mothril, Du hast Recht, ich werde sie dann nicht mehr verlassen . . . und so werde ich glücklich sein. Dem Leichname Donna Maria's aber soll die größte Ehre erzeigt werden; die Art ihres Todes muß vor jedermann verschwiegen bleiben.“

„Aber Eure Dienerschaft . . .“

„Ich selbst werde öffentlich verkünden, daß Donna Maria an einem Fieber gestorben ist und niemand wird mir zu widersprechen wagen. Ich werde alles anordnen und dann einen Aufruf an mein Heer und meine Vasallen erlassen.“

Zehntes Kapitel.

Wie Agenor erfuhr, daß er zu spät gekommen war.

Wir kehren zu Agenor zurück, welcher mit seinem getreuen Musaron in starken Tagereisen dem Schlosse zueilte, wo Don Pedro gehofft hatte, Aissa ganz in seine Gewalt zu bekommen. Er erreichte es endlich, ohne eine Ahnung von dem gräßlichen Morde zu haben, der in den undurchdringlichen Mauern desselben verübt worden war.

Von den Anstrengungen der Reise ermüdet begab er sich nach einem kleinen Dorfe am jenseitigen Abhange des Berges, von dessen Gipfel aus er das Schloß sehen konnte, und bat in der ersten besten Hütte um ein Nachtlager. Ehe er sich jedoch zur Ruhe legte, ließ er Musaron folgenden Brief an Donna Maria schreiben:

„Edle, hochherzige Dame, welche so aufrichtigen An-„theil an zwei unglücklichen Liebenden nimmt, ich bin „nach Spanien zurückgekehrt. Da ich weder von Euch

„noch von Aissa die geringste Nachricht habe, so bitte „ich Euch, mich aus dieser peinlichen Ungewißheit zu „reißen. Ich befinde mich im Dorfe Quebra, wo mir „Eure Antwort den Tod oder das Leben bringen wird. „Was darf ich hoffen oder was habe ich zu fürchten?"

Agenor schickte einen Hirten mit dem Briefe ab und legte sich dann zur Ruhe. Aber der Schlummer floh seine Augen, und schon nach wenigen Stunden erhob er sich wieder und erstieg den Gipfel des Hügels, von welchem aus er das Hauptthor des Schlosses sehen konnte, um die Rückkehr des Boten zu erwarten.

Nach einer langen Weile wurde das Thor endlich geöffnet, aber nicht der Bote erschien, sondern ein Palankin mit einem langen Trauerzuge von Soldaten, Frauen und Höflingen. Dies schien Agenor eine schlimme Vorbedeutung und er sendete daher sogleich Musaron ab, um Erkundigungen einzuziehen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam dieser mit bestürzter Miene zurück.

„Ach, Herr Ritter! ich bringe eine traurige Nachricht!" sagte er.

„Gott! . . . was ist's?"

Musaron erzählte ihm, was er erfahren. Der Trauerzug geleitete den Leichnam der an Gift gestorbenen Donna Maria nach Burgos; Aissa war durch Mörderhand von

einem Dolchstoße durchbohrt worden; sie war dem Tode nahe und Mothril war vor wenig Minuten mit ihr aufgebrochen, um sie nach Montiel zu bringen.

Agenor war wie vom Donner gerührt von diesen entsetzlichen unerwarteten Nachrichten, und er würde zu Boden gesunken sein, hätte ihn Musaron nicht unterstützt. Er wollte noch zweifeln an dem gräßlichen Unglück, aber der Leibknappe hatte nur zu bestimmte Erkundigungen eingezogen und der Ritter überließ sich daher ganz seinem verzweiflungsvollen Schmerze.

Plötzlich rief Musaron, der sich nach allen Seiten umgeblickt hatte:

„Seht, Herr Ritter, dort geht der Palankin über die Ebene; ich erkenne den Sarazenen deutlich an seinem weißen Mantel.'

„Dann rasch auf's Pferd!" rief Mauleon sich empor raffend; „wir müssen den Elenden vernichten, und wenn Aissa sterben soll, so will ich wenigstens ihren letzten Seufzer hören."

„Bedenkt, Herr Ritter," versetzte Musaron kopfschüttelnd, „daß wir unsrer Zwei, sie aber ihrer Zwölf sind. Uebrigens wissen wir, daß sie nach Montiel gehen, dort können wir sie immer wieder treffen. Auch müssen wir

vor allem den Grund von Donna Maria's Vergiftung und Donna Aissa's Verwundung kennen."

„Du hast Recht," sagte Agenor vernichtet, „thue was Du für das Beste hältst."

Musaron wußte, daß es für diese Krankheit seines Herrn kein besseres Heilmittel gab als eine große körperliche und geistige Anstrengung, und er führte ihn daher nach dem Heerlager, wo die Bretagner und die Spanier von Enrigo's Partei ihre Pläne schon weniger geheim hielten, seitdem die unbestimmte Nachricht von des Connetable Befreiung ihnen zu Ohren gekommen war und ihre Streitkräfte mit jedem Tage an Stärke zunahmen.

Eilftes Kapitel.

Die Pilger.

Gegen Abend ritten Agenor und sein getreuer Knappe auf einem steinigen Wege einige Meilen von Toledo in trauriger Stimmung dahin, als sie plötzlich hinter sich den Galopp eines schnellfüßigen Maulthieres vernahmen, das einen Reiter in Pilgerkleidung trug, dessen Kopf mit einem breitrandigen Hute bedeckt war, von dem noch eine Art von Schleier über sein Gesicht herabhing. Der Reiter flog wie der Wind an unsern Reisenden vorüber, während er ihnen zurief:

„Basta ustedes con Dios (geht mit Gott)."

Ungefähr zehn Minuten später hörte Musaron ein ähnliches Geräusch hinter sich und sah vier Reiter herangestürmt kommen, von denen der vorderste, ohne Zweifel der Anführer, ebenfalls eine Pilgerkutte trug, unter wel-

cher er jedoch eine vollständige Rüstung verbarg, und auch sein Kopf war mit einer Art Helm bedeckt.

Der Unbekannte näherte sich unsern beiden Reisenden und sagte zu Agenor, welcher sein Visir herabgeschlagen hatte:

„Verzeiht, Sennor, habt Ihr nicht einen meiner Gefährten, einen Pilger wie ich, auf einem schwarzen Maulthiere vorüberkommen sehen?"

Die Stimme erweckte unangenehme Erinnerungen in Agenor, doch hielt er es für seine Pflicht, dem Unbekannten die gewünschte Auskunft zu geben.

„Diese Mittheilung," fuhr der Pilger hierauf fort, „ist mir so werthvoll, daß es mich freuen würde, mit dem, welcher sie mir gab, nähere Bekanntschaft zu machen. Ich bitte Euch daher Euer Visir aufzuschlagen."

„Dann schlagt zuerst das Eurige empor, Sennor Ritter," versetzte Mauleon, dem der Fremde immer verdächtiger vorkam.

Der Pilger hatte keine Lust dazu, denn er gab seinen Begleitern einen Wink, worauf alle Vier im Galopp ihren Weg fortsetzten.

Unsere Reisenden erreichten ein Wirthshaus, und als sie in das Gastzimmer traten, sahen sie die beiden Pilger unter schlafenden Maulthiertreibern liegen, welche jedoch,

anstatt miteinander zu sprechen, sich gegenseitig den Rücken zukehrten. Der mit dem Schleier verbarg sich noch mehr im Schatten, als die beiden Reisenden eintraten, während der andre mit außerordentlicher Neugierde des Augenblicks zu harren schien, wo jener seinen Schleier ein wenig lüften würde. Dies geschah jedoch nicht, und der geheimnißvolle Fremdling stellte sich bald, als verfiele er in einen tiefen Schlaf, um sich der Zudringlichkeit seines angeblichen Gefährten zu entziehen.

Die Maulthiertreiber verließen nach und nach das Zimmer und es blieben nur die beiden Pilger und Mauleon mit seinem Knappen zurück. Der Mann mit dem Visir richtete jetzt an Agenor einige gewöhnliche Entschuldigungen wegen der Art, wie er sich von ihm auf der Straße getrennt hatte, und fragte ihn dann, ob er nicht bald in sein Zimmer gehe, wo er ohne Zweifel besser schlafen würde als auf dem Stuhle.

Agenor wäre gern geblieben, wenn auch nur um dem Unbekannten nicht gefällig zu sein; allein er überlegte, daß er in diesem Falle nichts erfahren würde, denn es war unzweifelhaft, daß zwischen den beiden Männern etwas vorgehen würde, sobald sie sich allein befanden.

Er begab sich daher zum Schein nach seinem Zim-

mer, blieb aber hinter der Thür stehen, durch deren Ritzen man das ganze Gemach übersehen konnte.

Agenor hatte sich nicht geirrt, denn als der Pilger mit dem Visir sich mit dem andern, den er eingeschlafen glaubte, allein sah, näherte er sich demselben vorsichtig und streckte die Hand aus, um seinen Schleier emporzuheben. Aber noch ehe er diesen berührt hatte, sprang der scheinbar Schlafende auf und rief mit zorniger Stimme:

„Wer giebt Euch die Erlaubniß, mich im Schlafe zu stören?“

„Euer Schlaf scheint nicht sehr fest zu sein,“ erwiederte der Andre höhnisch.

„Ich verlange aber, daß man ihn respectirt.“

„Ihr habt ohne Zweifel gute Gründe, niemandem Euer Gesicht zu zeigen.“

„Nach meinen Gründen hat niemand zu fragen.“

„Ich bin aber sehr neugierig, Sennor, und ich werde Euer Gesicht dennoch sehen,“ versetzte der Mann mit dem Helme in spöttischem Tone.

Der Verschleierte zog einen langen Dolch unter seinem Pilgerkleide hervor, worauf der Andre sogleich die Thür verriegelte und dann ein Fenster öffnete, durch welches er seine drei vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneten Begleiter einließ.

„Ihr seht, Sennor," sagte er zu dem Pilger, „daß jede Vertheidigung nutzlos sein würde. Ich bitte Euch demnach mir einfach die Frage zu beantworten: Seid Ihr Don Enrigo di Trastamare oder seid Ihr es nicht?"

Der Pilger erschrak.

„Auf eine solche Frage," entgegnete er, „habe ich, wenn ich der bin, für den Ihr mich haltet, nur den Tod zu erwarten. Ich werde daher mein Leben vertheidigen, denn ich bin wirklich der Prinz, den Ihr eben genannt habt."

Zugleich entblößte er sein edles Gesicht.

„Ha!" rief der Unbekannte mit wilder Freude, „ich wußte es! Aber steckt Euren Dolch wieder ein, mein Prinz, denn ich habe nicht die Absicht Euch zu ermorden, sondern ich will nur ein Lösegeld mit Euch verdienen."

„Elender Räuber!" entgegnete Enrigo mit Verachtung, „Du willst mich meinem Bruder ausliefern!"

„Wenn er mich besser bezahlt als Ihr, allerdings."

„Ich sagte es doch, daß es besser sei hier zu sterben," rief der Prinz. „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Sennor," erwiederte der Bandit, „Ihr zwingt mich Euch zu tödten. Euer Kopf wird vielleicht nicht so gut bezahlt werden als Eure lebende Person, aber wenn es nicht anders ist, so muß ich mich damit begnügen."

„Das wollen wir sehen!“ rief Agenor, dem es mit übermenschlicher Anstrengung gelungen war die Thür zu sprengen und der nun über die vier Räuber herfiel.

In dem nämlichen Augenblicke erschien ein dritter Pilger auf der Schwelle, den niemand erwartet hatte. Sein Gesicht verbarg weder ein Helm noch ein Schleier, aber seine breiten Schultern, seine nervigen Arme und sein edles Gesicht verkündeten einen kräftigen und furchtlosen Kämpfer.

„Holla, Christen!“ rief er eintretend, „wer von Euch hat Recht und wer hat Unrecht?“

„Bei meiner Seele, es ist der Connetable!“ sagte Musaron.

„Zu mir, Messire Connetable!“ rief Don Enrigo, „man will mich ermorden!“

„Euch, mein Prinz?“ donnerte der Connetable, „wer unterfängt sich dies?“

„Freunde!“ sagte der Bandit zu seinen Genossen, „wir müssen diese Männer tödten oder selbst hier sterben. Wir sind bewaffnet, sie sind es nicht, der Teufel überliefert sie uns! Vorwärts!“

Mit der größten Kaltblütigkeit packte der Connetable den Schurken bei der Gurgel und warf ihn zu Boden, daß er betäubt liegen blieb. Dann entriß er ihm sein

Schwert und schlug die drei übrigen Feinde nach kurzem Kampfe in die Flucht.

Unterdessen öffnete Agenor dem niedergeworfenen Banditen das Visir und rief aus:

„Caverley! dachte ich's doch!"

„Er ist ein giftiges Thier, das zertreten werden muß," sagte der Connetable.

„Gnade! Gnade!" stammelte Caverley.

„Ja," sagte der Prinz, indem er den Connetable umarmte, „er mag leben und sich anderwärts hängen lassen."

„So geh, Schurke!" rief Duguesclin, indem er ihn zur Thür hinausstieß.

Don Enrigo, der Connetable und Agenor beglückwünschten sich nun gegenseitig wegen ihres unverhofften Zusammentreffens und unterhielten sich dann über die Ereignisse des bevorstehenden Krieges. Der Prinz sagte unter Anderm, daß er auf die Einwohner von Toledo rechnen zu können glaube; der Connetable aber bezweifelte dies, indem er erfahren hatte, daß es die Toledaner mit Don Pedro hielten.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren," setzte er hinzu. „Don Pedro ist noch bestürzt über den Verlust seiner besten Freundin und Rathgeberin Donna Maria, und wir

müssen sein Schwanken benutzen, um ihn anzugreifen. Aber wo mag er gegenwärtig sein? Dies zu wissen, ist das Wichtigste."

„Messires," sagte Agenor, „gewährt mir acht Tage Zeit, dann hoffe ich, Euch Gewißheit darüber verschaffen zu können."

„So viel," entgegnete Bertrand, „werden wir wohl ohnehin bedürfen, um unsere Armee zu organisiren und Verstärkungen und Geld aus Frankreich zu erwarten."

„Das ist auch meine Ansicht," versetzte Don Enrigo. „So geht denn, Messire Mauleon; in acht Tagen treffen wir uns wieder vor Toledo, das wir einstweilen belagern wollen."

Zwölftes Kapitel.

Die Höhle bei Montiel.

Agenor reis'te unverzüglich mit Musaron ab und schon am Ende des zweiten Tages erreichten sie das befestigte Schloß Montiel, das auf einem hohen unzugänglichen Felsen am Ufer des Tajo lag.

„Die Hauptsache ist," sagte Agenor, „daß wir zu erfahren suchen, ob Don Pedro und Mothril mit Aissa auf dem Schlosse sind. Wir haben dazu fast sechs Tage Zeit; aber wo nehmen wir unsre Wohnung? denn hier in der Gegend dürfen wir uns nicht sehen lassen."

„Ich habe schon gefunden, was wir brauchen," erwiederte Musaron; „hier ist eine Höhle im Felsen, die eine Quelle enthält. Darin können wir uns verbergen, wozu sie um so besser geeignet ist, als sie sich auf den Schneckenweg öffnet, welcher vom Fuße des Berges nach dem Schlosse hinauf führt."

Agenor billigte diesen Vorschlag und unsre beiden Abenteurer brachten die erste Nacht damit zu, sich so bequem als dies möglich war in ihrer Höhle einzurichten. Die Pferde hatten sie abgeschirrt und ließen sie frei umherlaufen.

Am nächsten Morgen machten sie die merkwürdige Entdeckung, daß man von der Höhle aus alles deutlich hören konnte, was auf der Plattform der Festung gesprochen wurde. So vernahmen sie im Laufe der ersten zwei Tage häufig die Stimme Hafiz' oder Mothrils, welcher den Officieren Befehle ertheilte. Dies war aber auch alles und nichts deutete auf die Anwesenheit Don Pedro's hin.

Auch der dritte und vierte Tag vergingen, ohne daß sie weiter etwas gehört oder gesehen hätten, so daß Agenor in der fünften Nacht endlich die Geduld verlor und Musaron befahl, die Geschirre der Pferde zu nehmen, um die Höhle zu verlassen und nach Toledo zu gehen. Der Knappe ließ sich dies nicht zweimal sagen, denn er war dieses unthätigen Lebens herzlich müde. In dem Augenblicke jedoch, als er mit seinem Herrn aus der Höhle treten wollte, rief er aus:

„Still! ich höre Schritte.“

Sie zogen sich sogleich wieder zurück und blickten

mit der größten Vorsicht den gewundenen Pfad hinauf. Die Schritte kamen immer näher und bald sahen sie in der That zwei Männer herabkommen, welche lebhaft miteinander sprachen. Diese beiden Männer waren niemand anders als Mothril und Don Pedro, der sein Pferd hinter sich am Zaume führte.

Bei diesem Anblicke strömte Agenor alles Blut zum Herzen, und hätte ihn Musaron nicht gehalten, so würde er sich den Feinden entgegengestürzt haben, um sie zu Boden zu schlagen.

„Ich danke Dir, Mothril," sagte Don Pedro, „ich glaube gewiß, daß sie genesen und mich dann lieben wird."

„Ihr dürft nicht mehr daran zweifeln, hoher Herr," versetzte der Maure. „Doch sprechen wir von ernsteren Dingen. Ich habe Nachricht erhalten, daß zehntausend meiner Landsleute in Lissabon gelandet sind und den Tajo bis nach Toledo heraufkommen werden. Geht nach Toledo und ermuthigt die treuen Vertheidiger dieser Stadt durch Eure Gegenwart. Enrigo wird zwischen der Stadt, die er belagert, und der sarazenischen Armee eingeschlossen, an deren Spitze ich mich selbst stellen werde, sobald sie in der Nähe von Toledo eintrifft, und so vernichten wir ihn mit einem einzigen Schlage. Noch einen Rath muß ich Euch geben, ehe ich wieder in's Schloß zurückkehre:

verweigert dem Prinzen von Wales jede Zahlung, bis er sich zu Euren Gunsten erklärt hat. Diesen Engländern ist nicht zu trauen."

„Ja, es fehlt uns ohnehin an Geld."

Mothril stieg den schmalen Weg zur Festung wieder hinauf, während Don Pedro den Berg vollends hinabging, an dessen Fuße ihn ein Trupp von etwa vierzig Reitern erwartete, in deren Begleitung er seinen Weg nach Toledo fortsetzte.

Jetzt beschlossen unsre beiden Abenteurer noch einen Tag in ihrer Höhle zu bleiben, und sie hatten diesen Entschluß nicht zu bereuen. Gegen Abend hörten sie ein lebhaftes Gespräch zwischen zwei bekannten Stimmen: es waren Mothril und Hafiz, welche, sich streitend, den Weg nach den Ausgangsthoren des Schlosses hinabgingen.

„Du hast mich einschließen lassen, während der König da war," sagte Hafiz, „obgleich Du mir versprochen hattest, mich ihm vorzustellen. Ich langweile mich bei dem Mädchen, die ich bewachen muß, und ich will mit meinen Landsleuten, welche den Tajo heraufkommen, in den Krieg ziehen. Bezahle mir also die versprochene Summe, damit ich zum Könige gehen kann."

„Du willst mich verlassen, mein Sohn?" erwiederte

Mothril, „kannst Du Dir einen besseren Herrn wünschen als ich bin?"

„Nein, aber ich will gar keinen Herrn mehr haben. Auch hast Du mich Handlungen begehen lassen, die meinen Schlaf mit qualvollen Träumen beunruhigen, und ich bin noch zu jung, um ein solches Leben fortzuführen. Bezahle mich und gieb mir meine Freiheit, oder ich werde jemanden zu finden wissen, dem ich alles entdecke."

„Gut, komm wieder mit in's Schloß hinauf, ich will Dich sogleich bezahlen."

Plötzlich durchschnitt ein gräßlicher Angstschrei die Lüfte und ein blutiger Körper kam gerade vor den Eingang der Höhle gerollt, in welcher unsre beiden Freunde aufmerksam horchten. Heftig erschrocken blickten sie aus ihrem Versteck hervor und sahen mit Entsetzen den verstümmelten Leichnam Hafiz' im Blute schwimmend vor sich liegen.

Schon breiteten sich die Schatten des Todes über sein braunes Antlitz, seine Augen waren gebrochen und er athmete nur noch mit großer Anstrengung. Indessen hatte er noch soviel Kraft, um Agenor und Musaron zu erkennen und mühsam die Worte hervorzustammeln:

„Ich sterbe, wie Gildaz ermordet, wie ich es ver=

dient habe! . . . Mothril hat mich über die Brustwehr der Plattform herabgestürzt."

Agenor konnte sich einer Bewegung des Schauders nicht erwehren.

„Franzos," fuhr der Sterbende fort, „ich habe Dich gehaßt, aber ich hasse Dich nicht mehr, denn Du kannst mich rächen. Donna Aissa liebt Dich noch immer . . . auch Donna Maria beschützte Deine Liebe. Mothril hat Maria vergiftet . . . er selbst hat Aissa, während sie ohnmächtig war, mit seinem Dolche verwundet. Sage dies dem Könige Don Pedro . . . aber rette Aissa, wenn Du sie liebst, denn in vierzehn Tagen wird der König wieder auf das Schloß kommen und dann soll Mothril sie ihm überliefern, nachdem er sie durch einen Schlaftrunk betäubt hat. Ich habe Dir Böses gethan, jetzt thue ich Dir Gutes . . . verzeihe mir und räche mich. Allah!..."

Nach diesen Worten richtete der Unglückliche sein mattes Auge noch einmal nach dem Schlosse und verschied.

Die beiden Freunde konnten noch lange ihre Fassung nicht wiedergewinnen, einen so heftigen Eindruck hatte diese Scene auf sie gemacht. Agenor ermannte sich zuerst wieder und befahl sogleich seinem Knappen die Pferde herbeizuholen, um unverweilt nach Toledo aufzubrechen.

Musaron hatte die treuen Thiere, welche auf seine Stimme hörten, bald gefunden, und als er endlich mit seinem Herrn über die Ebene hinsprengte, rief Agenor zu den dunklen Mauern des Schlosses hinauf:

„Auf Wiedersehen, Mothril!... auf Wiedersehen, Geliebte!“

Dreizehntes Kapitel.

Vorbereitungen.

Mit ungeheurer Schnelligkeit verbreitete sich indessen der Aufstand in den Staaten Don Pedro's. Binnen wenigen Tagen waren die Landstraßen, welche nach Toledo führten, mit Truppen aller Art bedeckt, aber Toledo, das, wie Bertrand vorausgesehen, Don Pedro treu blieb, verschloß seine Thore, bewaffnete seine Wälle und erwartete die kommenden Dinge.

Don Enrigo verlor keinen Augenblick Zeit und begann eine regelmäßige Belagerung der Stadt. Aber auch Don Pedro war nicht müssig. Er sandte Couriere über Couriere an die Könige von Granada, von Portugal, von Aragonien und von Navarra, seine alten Freunde, und unterhandelte mit dem Prinzen von Wales, der in Bordeaux krank lag. Auch waren die von Mothril an-

gekündigten Sarazenen in Lissabon gelandet und fuhren den Tajo hinauf.

Enrigo hatte die Städte in Galicien und Leon auf seiner Seite und den Kern seiner Armee bildeten fünftausend Bretagner unter dem Befehle Olivier Duguesclins. Er erwartete nur noch sichere Nachrichten von Mauleon, der auch endlich mit seinem Knappen im Lager eintraf und erzählte, was er gethan und gesehen hatte.

Der König und Bertrand hörten ihn aufmerksam an, und nachdem er seinen Bericht vollständig abgestattet, wurde sogleich Befehl gegeben, die Belagerung von Toledo mit verdoppeltem Eifer zu betreiben.

Unterdessen hatte Agenor fortwährend sein Augenmerk auf Montiel und er erfuhr durch seine Kundschafter, daß Mothril einen Truppencordon zwischen dem Schlosse und Toledo gezogen, und daß er fast jeden Tag Aissa besuchte, die von ihrer Wunde vollkommen hergestellt war. Er ließ nichts unversucht, um in das Schloß zu gelangen oder der Geliebten wenigstens Nachricht von sich zu geben; aber alles war vergebens. Den einzigen Rettungsweg erblickte er noch in einer allgemeinen und nahe bevorstehenden Schlacht, die ihm Gelenenheit bieten würde, Don Pedro zu tödten und Mothril lebendig gefangen zu nehmen, um gegen diesen Bösewicht Aissa zurückzukaufen.

Zur Erreichung dieses Zweckes gab er in dem Kriegsrathe, an welchem er stets mit Theil nahm, seine Meinung beharrlich dahin ab, die Belagerung von Toledo aufzuheben und Don Pedro zu einer regelmäßigen Schlacht zu zwingen. Allein die Mehrzahl der Anführer hielt es für zu gewagt mit einer verhältnißmäßig kleinen Armee von zwanzigtausend Mann dieses entscheidende Unternehmen zu beginnen, wogegen Agenor einwendete, daß Don Enrigo, eben weil er nicht mehr als zwanzigtausend Mann zu seiner Verfügung hätte, recht bald einen glänzenden Schlag ausführen müsse, indem außerdem seine Streitkräfte eher ab- als zunehmen würden, während der Tajo jeden Tag Don Pedro neue Verstärkungen von Sarazenen und Portugiesen zuführte.

Der Connetable besaß zuviel Einsicht und Kriegserfahrung, als daß er Agenors Ansicht nicht hätte beistimmen sollen, und die Sache stieß sich daher nur noch an die Unentschlossenheit des Königs.

Doch was die Menschen nicht thun, das thut Gott nach seinem Willen.

Don Pedro sehnte sich nicht minder als Agenor nach dem Besitze Aissa's, die ihm nach seiner Krone das Theuerste war. Des Nachts eilte er nach Montiel, um die schöne Aissa eine Viertelstunde zu betrachten, ein Glück, welches

ihm Mothril jedoch nur selten gestattete. Der Plan des Sarazenen war reif, seine Netze hielten die Beute umschlungen, und er hatte nur noch dafür zu sorgen, sich dieselbe nicht wieder entreißen zu lassen. Don Pedro bestürmte ihn unaufhörlich, ihm Aissa zu überliefern; er versprach, sie zu seiner Gemahlin zu erheben und sie auf den Thron zu setzen.

„Nein," erwiederte Mothril, „im Augenblicke einer Schlacht, während seine Krieger ihr Blut für ihn vergießen, darf ein König sich nicht mit seiner Liebe beschäftigen. Wartet, bis Ihr gesiegt habt, dann ist Euch alles erlaubt."

Mothril aber hatte dabei noch andre Pläne, und wäre der König nicht so verblendet gewesen, so hätte er sie durchschauen müssen. Der Maure wollte Aissa zur Königin von Castilien machen, weil er wußte, daß diese Verbindung des Christen mit der Muhamedanerin die ganze Christenheit zum Aufstand bringen, weil dann jedermann Don Pedro verlassen würde und die Sarazenen Spanien dann leicht wieder erobern und sich den Besitz dieses Landes für immer sichern konnten. In diesem Falle aber wäre Mothril, der bei seinen Landsleuten in so hohem Ansehen stand, unfehlbar König geworden.

Der Maure verdoppelte seine Aufmerksamkeit und

Fürsorge für Aissa und brachte ihr fast täglich wahre oder erdichtete Nachrichten von Agenor. Das junge Mädchen fühlte sich dadurch außerordentlich beruhigt und verbrachte ihre Zeit geduldig harrend in dem entlegensten Gemache des Schlosses. Wenn Don Pedro zu ihr kam, zeigte sie ihm die kalte Freundlichkeit, welche die Anmaßung zuweilen für die Aeußerung einer beginnenden Liebe hält. Don Pedro hatte noch niemals Widerstand gefunden; warum hätte er also nicht auch an Aissa's Liebe glauben sollen, besonders seitdem Maria nicht mehr lebte und, wie Mothrils Versicherungen ihn überzeugt hatten, das Herz seiner Tochter jedem Gedanken an eine andre Liebe fremd war?

Mothril beobachtete den König bei allen seinen Besuchen auf das sorgfältigste und gestattete Aissa nicht mit ihm zu sprechen, indem er vorgab, ihr Gesundheitszustand mache dies zur Nothwendigkeit.

An dem Tage, als er endlich das Schloß Montiel verlassen mußte, um den Befehl der afrikanischen Truppen zu übernehmen, begab er sich in Aissa's Zimmer und sprach zu ihr:

„Meine Pflicht ruft mich jetzt in's Heerlager. Ich habe mit dem Sire von Mauleon einen Vertrag geschlossen, daß wir uns gegenseitig im Kampfe schonen wollen.

Bleibt er Sieger, dann holt er Dich auf diesem Schlosse ab und Du fliehst mit ihm und mit mir, wenn anders Du mich als einen Vater liebst. Wird er dagegen besiegt, so kommt er in meine Hände, ich führe ihn zu Dir und er verdankt mir dann nicht nur sein Leben, sondern auch Deinen Besitz. Allein Don Pedro darf nicht die leiseste Ahnung von diesem Plane erhalten, sonst würde mein Kopf in der nächsten Stunde fallen und Agenor wäre auf ewig für Dich verloren."

Aissa erschöpfte sich in Dankesversicherungen und begrüßte den Tag der blutigen Schlacht als die Morgenröthe ihrer Freiheit und ihres Glücks.

Als Mothril das junge Mädchen auf diese Art vorbereitet hatte, ließ er seinen Lieutenant Hassan kommen und gab ihm folgende Instructionen:

„Wir werden nächstens eine Schlacht liefern. Sollte ich am Abende nicht auf das Schloß zurück kommen, so bin ich entweder verwundet oder todt oder gefangen; in diesem Falle begiebst Du Dich in Aissa's Zimmer, ermordest sie nebst ihren beiden Frauen und wirfst sie von dem Felsen in den Strom hinab. Schwöre mir dies auszuführen."

„Ich schwöre es!" erwiederte Hassan kaltblütig, „und wenn die drei Frauen todt sind, werde ich mir selbst den

Dolch in die Brust stoßen, damit auch mein Geist noch über den ihrigen wache."

Mothril begab sich hierauf während der Nacht in Begleitung von zehn seiner Getreuen nach dem Heerlager zu Don Pedro, der ihn mit Ungeduld erwartete.

Vierzehntes Kapitel.

Aissa.

Don Pedro zog alle seine Truppen zwischen Montiel und Toledo zusammen, wo sie einen Flächenraum von mehr als zwei Meilen im Umkreise bedeckten. Don Enrigo durfte jetzt nicht mehr zögern, den König anzugreifen; er übertrug dem Connetable feierlichst den Oberbefehl über die gesammte Armee, und es wurden unverzüglich alle Vorbereitungen getroffen. Duguesclin theilte das Heer in fünf Abtheilungen. Viertausendfünfhundert Reiter unter Olivier Duguesclin und Bégue de Villaines bildeten den Vortrab. Das Mitteltreffen bestand aus den französischen und auserwählten spanischen Truppen unter Anführung Don Enrigo's. Die Aragonesen und übrigen Verbündeten bildeten den Nachtrab und eine Reserve von vierhundert Pferden sollte den Rückzug decken. Der Connetable selbst stellte sich an die Spitze von dreitausend

Bretagnern unter den Sires von Mauny, Carlonnet, La Haussaie und Mauleon, ein Trupp wohlberittener und erprobter Krieger, der wie ein gewaltiger Arm überall niederfallen sollte, wo es der scharfe Blick des Anführers zur Entscheidung der Schlacht für nöthig finden würde.

Am Morgen bei Tagesanbruch war die Armee schlagfertig und Duguesclin hielt eine kurze Anrede an sie, welche die gewöhnliche Begeisterung hervorrief und in der er unter Anderm sagte:

„Bedenkt, meine Freunde, daß Ihr jeder vier Feinde zu bekämpfen habt, daß aber auch ein jeder von Euch zehn solcher Feinde aufwiegt. Schlagt ohne Gnade alles nieder, was nicht Christ ist; es hat mir nie Vergnügen gemacht Blut zu vergießen, aber heute gebietet es die Nothwendigkeit. Kein Band verbindet die Mauren und Spanier miteinander, sie hassen sich sogar und halten nur aus Eigennutz zusammen; aber sobald die Mauren sehen, daß sie für die Spanier geopfert werden und daß Ihr im Kampfe die Christen schont, wird Mißtrauen in ihren Reihen entstehen und sie werden ihr Heil in der Flucht suchen. Mordet also ohne Gnade!"

Die Trompeter im Lager Don Pedro's bliesen zum Angriff, Duguesclin säumte nicht darauf zu antworten und mit donnerähnlichem Getöse stürmten die beiden feind-

lichen Heeresabtheilungen gegen einander. Die Wirkung von Bertrands Ansprache zeigte sich von allem Anfange an. Die Bretagner weigerten sich muhamedanische Gefangene zu machen und hieben sie unbarmherzig nieder, während sie die Christen schonten. Alsbald verbreitete sich das Mißtrauen unter den Ungläubigen und ihr Muth erkaltete, denn sie glaubten, die Christen seien untereinander einverstanden und sie selbst würden die alleinigen Opfer sein, mochte Don Enrigo siegen oder unterliegen. So wurde ihr erstes Treffen mit leichter Mühe zersprengt und gänzlich in die Flucht geschlagen.

Ein gleiches Schicksal traf die zweite feindliche Heeresabtheilung, in deren Gliedern die Bretagner ein furchtbares Blutbad anrichteten. Nachdem sie geworfen waren, griff der Connetable die Spanier unter Don Pedro selbst an. Diese empfingen ihn wie Soldaten, welche siegen oder sterben wollen, und bald schien es, als würde Don Pedro die Oberhand erhalten. Don Enrigo sah sich von den Mauren Mothrils umringt, die Reihen der französischen Ritter begannen sich zu lichten und schon hatten mehrere Pfeile die Brust des Prinzen selbst getroffen.

„Es ist Zeit!" rief jetzt der Connetable. „Vorwärts, meine Freunde! Notre-Dame-Duguesclin zum Siege!"

Mit diesem Feldgeschrei stürmten die dreitausend Bre-

tagner in keilförmiger Schlachtordnung auf Don Pedro's Heeresabtheilung ein, die zwanzigtausend Mann stark war. Ihr Angriff war so unwiderstehlich, daß die Spanier binnen weniger als einer Viertelstunde durchbrochen und zurückgeworfen waren und auch die maurische Reiterei konnte der schweren bretagnischen Cavalerie nicht Stand halten. Mothril wollte fliehen, aber er begegnete den Aragonesen und der bretagnischen Abtheilung unter Mauleons Commando. Er mußte sich indeß um jeden Preis durchschlagen, wenn er nicht umzingelt und gefangen genommen werden wollte. Schon glaubte Agenor, das Leben und die Freiheit Mothrils in seiner Gewalt zu haben, aber dieser durchbrach mit höchstens dreihundert Mann, von denen er zweihundertfunfzig verlor, die Bretagner und verschwand in der Richtung nach Montiel zu.

Don Pedro sah die Seinigen in Masse fallen und kam selbst in die größte Gefahr, indem ein feindlicher Hieb ihm seinen goldenen Helmschmuck zerschlug und sein Fahnenträger neben ihm getödtet wurde; allein dies rettete ihm das Leben, da er jetzt nicht mehr so leicht kenntlich war. Im gefährlichsten Augenblicke kam ein englischer Ritter in schwarzer Rüstung und mit geschlossenem Visir an der Spitze von vierhundert Reitern, mit denen er sich bis jetzt hinter einem Hügel verborgen gehalten

hatte, auf das Schlachtfeld gesprengt und riß den König aus dem Kampfgewühl.

Da sich die Ebene nach allen Richtungen hin mit Fliehenden bedeckte, so konnte Bertrand den Don Pedro begleitenden Reitertrupp nicht von den übrigen zerstreuten Banden unterscheiden, und man wußte nicht einmal, ob der König lebte oder ob er gefallen war. Niemand dachte daran ihn zu verfolgen, nur Agenor, welcher Mothril in der Richtung nach Montiel hatte fliehen sehen und vermuthete, daß Don Pedro den nämlichen Weg einschlagen würde, hatte diese Gegend im Auge behalten und den König an seinem zerbrochenen Helme in der Mitte der englischen Reiter erkannt. Sogleich machte er sich mit seinem Trupp zur Verfolgung des Fliehenden auf, da aber die Pferde in Folge der Anstrengungen dieses heißen Tages sehr ermüdet waren und Don Pedro schon einen bedeutenden Vorsprung hatte, so gelang es ihm nicht ihn einzuholen und er kam gerade in dem Augenblicke vor Montiel an, als der König mit seiner Escorte durch das äußere Thor in die Festung einritt.

Bald darauf langte Duguesclin mit dreitausend Mann bei dem Schlosse an und erfuhr von Agenor die wichtige Neuigkeit. Aber als der Connetable die Festung genau in Augenschein genommen und sich überzeugt hatte, daß

bei sorgfältiger Bewachung kein lebendes Wesen dieselbe ungesehen verlassen konnte, sagte er kopfschüttelnd zu Agenor:

„Messire von Mauleon, ich fürchte, Ihr habt Euch geirrt; Don Pedro ist zu klug, als daß er sich in Montiel hätte einschließen sollen, wo er mit Gewißheit erwarten müßte, blockirt und ausgehungert zu werden."

„Ich kann Euch bestimmt versichern, Herr Connetable, daß sowohl Mothril als auch Don Pedro auf dem Schlosse sind."

„Das glaube ich nicht eher, als bis ich ihn sehe. Wie stark ist die Besatzung?"

„Ungefahr dreihundert Mann."

„Wenn uns diese dreihundert Mann Steine auf die Köpfe werfen, so können sie uns fünftausend Mann erschlagen, ehe wir ihnen einen einzigen Pfeil zugeschickt haben. Morgen trifft Don Enrigo hier ein, der in diesem Augenblicke Toledo zur Uebergabe auffordert; sobald er angekommen ist, werden wir berathschlagen, ob es besser ist abzuziehen oder unnütz einen Monat Zeit zu vergeuden."

Agenor wollte etwas erwiedern; aber der Connetable hatte wie alle Bretagner einen harten Kopf und duldete keinen Widerspruch.

Am folgenden Tage traf Don Enrigo in der That mit seiner Armee ein und es wurde sogleich ein Kriegsrath über die Frage gehalten, ob Don Pedro in Montiel sein könnte oder nicht.

„Ich bin ganz der Meinung unsres Connetable," sagte der Prinz; „Don Pedro ist viel zu klug, um sich in einem festen Platze ohne Ausgang einzuschließen. Es mag eine schwache Abtheilung hier zurückbleiben, um Montiel zur Uebergabe zu zwingen; wir aber gehen weiter, denn wir haben mehr zu thun, und Don Pedro ist sicher nicht hier."

Agenor wagte es nicht zu widersprechen, so gewiß er auch seiner Sache war.

Welch eine grausame Lage für den liebenden Agenor! Er wußte, daß der über seine Niederlage erbitterte König bei Aissa war und daß er nicht die geringste Rücksicht mehr nehmen würde. Dieser Gedanke machte den jungen Mann rasend vor Zorn und Kummer. Er sah ein, daß, wenn er sein Geheimniß noch länger verschwiegen hielt, Don Enrigo und der Connetable mit der Armee abziehen würde, und daß es Don Pedro wahrscheinlich gelingen würde zu entkommen, nachdem er Aissa seinen Lüsten geopfert hätte. In Folge dessen faßte er den Ent-

schluß, Don Enrigo um eine geheime Unterredung zu bitten.

„Sire," sprach er zu ihm, „ich muß Euch sagen, warum Don Pedro sich, trotz des Scheines vom Gegentheil, nach Montiel geflüchtet hat. Es war dies mein Geheimniß, doch werde ich es dem Interesse Eures Ruhmes gern zum Opfer bringen. Don Pedro liebt Aissa, Mothrils Tochter, leidenschaftlich und will sie zu seiner Gemahlin erheben. Deshalb hat er es zugegeben, daß Mothril Donna Maria ermordete, wie er Bianca von Bourbon für Maria ermorden ließ."

„Wie könnt Ihr so genau wissen, daß Aissa in Montiel ist?" fragte der König.

„Ich weiß es bestimmt, Sire, denn ein Liebender weiß stets, wo seine Geliebte sich befindet."

„Ihr liebt Aissa, eine Maurin?"

„Ich liebe sie innig und aufrichtig, mit dem Vorbehalt, daß sie zur christlichen Religion übertritt."

„Habt Ihr vielleicht einen Plan?" fragte Don Enrigo.

„Allerdings, Sire, und wenn Eure Majestät mich unterstützen will, so werde ich Don Pedro binnen acht Tagen in Eure Hände liefern."

Der König ließ den Connetable kommen und Age-

nor mußte demselben das eben Mitgetheilte noch einmal wiederholen.

„Ich kann zwar nicht glauben," entgegnete Bertrand, „daß ein so kluger Fürst wie Don Pedro sich durch die Liebe zu einem jungen Mädchen zu einer solchen Unbesonnenheit hätte verleiten lassen; allein der Sire von Mauleon hat mein Wort, ihm in allem behülflich zu sein, und ich werde es halten."

„Dann laßt einen Graben um die Festung ziehen," sagte Agenor, „und mit der Erde aus demselben eine Verschanzung aufwerfen, hinter welcher geschickte und wachsame Officiere sich verbergen. Ich und mein Leibknappe werden uns an einem uns bekannten Orte aufhalten, wo man jedes Geräusch auf dem Schlosse vernehmen kann. Wenn Don Pedro ein starkes Belagerungsheer erblickte, so würde er glauben, daß seine Anwesenheit in Montiel bekannt sei, und dann um so mehr auf seiner Hut sein. Sieht er dagegen, daß man dem Schlosse keine große Beachtung schenkt, so wird er zu entkommen suchen. Laßt daher alle Truppen abziehen bis auf zweitausend Mann, welche die Verschanzung besetzt halten und die vollkommen zur Belagerung des Platzes genügen."

Bald darauf meldete man dem Connetable einen Parlamentär von Seiten des Gouverneurs von Montiel.

Es war ein spanischer Officier, welcher dem Connetable berichtete, daß die mit einem einzigen Anführer auf der Festung befindlichen dreihundert Mann nicht lange Widerstand leisten wollten, indem sie keine Hoffnung auf Erfolg mehr hätten, seitdem Don Pedro geschlagen und geflüchtet wäre.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte der Connetable; „stellt Eure Bedingungen.“

„Wir bitten um eine zehntägige Waffenruhe, damit Don Pedro Zeit hat uns zu Hülfe zu kommen. Geschieht dies nicht, so werden wir uns ergeben.“

„Ihr versichert uns also, daß Don Pedro nicht auf dem Schlosse ist?“ fragte der König.

„Ganz bestimmt, gnädiger Herr, sonst würden wir ein solches Verlangen nicht stellen, denn wenn wir aus der Festung abziehen, werdet Ihr uns alle sehen und würdet also auch den König erkennen. Und ohne Zweifel würdet Ihr Don Pedro nicht schonen, wenn Ihr ihn in Eure Hände bekämet.“

„Wir bewilligen Euch den Waffenstillstand,“ sagte Duguesclin; „aber Keiner von Euch darf das Schloß verlassen.“

„Aber wie sollen wir Lebensmittel bekommen?“ versetzte der Officier.

„Die werden wir Euch liefern; die Festung darf niemand verlassen.“

„Dann ist es kein ordentlicher Waffenstillstand.“

„Welchen Zweck könntet Ihr dabei haben, Euch aus dem Schlosse zu entfernen, da wir Euch nach zehn Tagen freien Abzug gewähren?“

„Ich habe nichts weiter zu sagen,“ entgegnete der Officier. „Ihr gebt mir also Euer Wort?“

„Ich gebe es Euch,“ versetzte der Connetable; „zehn Tage Waffenruhe und freien Abzug für die ganze Besatzung.“

„Ohne Ausnahme?“

„Es versteht sich von selbst,“ rief Mauleon, „daß von keiner Ausnahme die Rede ist, da Ihr selbst uns versichert, daß Don Pedro nicht auf dem Schlosse ist.“

Als Agenor dies gesagt hatte, schien es ihm, als verriethen die Gesichtszüge des Parlementärs eine gewisse Bestürzung.

Nachdem Letzterer sich wieder entfernt hatte, fragte der König Agenor, ob er nun endlich überzeugt sei, daß Don Pedro nicht in Montiel war.

„Im Gegentheil,“ antwortete Mauleon, „ich bin mehr als je überzeugt, daß er auf dem Schlosse ist und

daß Ihr ihn binnen acht Tagen in Eurer Gewalt haben werdet."

Mit diesen Worten verließ er in leicht zu begreifender Aufregung das Zelt des Königs und sagte dann zu Musaron:

„Suche das höchste Zelt, das Du finden kannst, und befestige mein Banner so darauf, daß man es vom Schlosse aus sieht. Aissa kennt es, und wenn sie mich in ihrer Nähe weiß, wird dies ihren Muth aufrecht erhalten."

Musaron that wie ihm befohlen, und bald flatterte Mauleons Banner hoch über allen andern.

Funfzehntes Kapitel.

Die Flucht.

Don Enrigo und der Connetable zogen mit der Armee von Montiel ab, und nur zweitausend Bretagner blieben als Belagerungscorps zurück.

Als Don Pedro nach der Schlacht auf der Festung ankam, warf er sich wuthschäumend auf den Teppich seines Zimmers nieder und überließ sich ganz der Verzweiflung über die erlittene Niederlage, welche alle seine Hoffnungen mit einemmale vernichtet hatte. Todtenbleich und aus mehreren Wunden blutend trat Mothril bei ihm ein.

„So bist Du denn gänzlich geschlagen, König Don Pedro!“ sagte er.

„Ja, ich werde mich nie wieder erheben können.“

„Du verzweifelst?“ entgegnete der Maure; „Dein Gott ist also nicht so viel werth als der unsrige! Auch ich bin besiegt, aber ich habe gebetet und fühle mich

wieder stark. Zwar sind wir vom Feinde umringt und können uns in diesem Schlosse nicht lange halten; aber ich hoffe dennoch ein Mittel zu finden, Dich aus dieser Lage zu befreien und auch mein Leben zu retten, denn ich möchte nicht gern gezwungen sein, Aissa zu ermorden, um sie nicht in die Hände der Christen fallen zu lassen."

Bei dem Namen Aissa färbte sich Don Pedro's Stirn mit einer dunklen Röthe.

„Sie ist die Ursache," stammelte er, „daß ich in diese Lage gekommen bin. Hätte ich mich nicht nach ihr gesehnt, so wäre ich nach Toledo geeilt, wo ich vielleicht mein Heer wieder sammeln und dem Feinde noch eine Schlacht liefern konnte."

„Es wäre mir lieber gewesen, Dich in Toledo zu wissen," erwiederte Mothril kalt, „denn ich hätte während Deiner Abwesenheit Deine Angelegenheiten und auch die meinigen ordnen können."

„Und jetzt wirst Du nichts für mich thun?" rief Don Pedro wüthend. „Elender Schurke, ich will mein Leben hier beschließen, zuvor aber Dich für Deine Verbrechen und Deine Falschheit bestrafen: Aissa, welche Du mir wie eine Lockspeise vorgehalten hast, muß noch diese Nacht mir gehören."

„Das wird sie nicht!" versetzte der Maure ruhig.

„Weißt Du nicht, daß ich hier dreihundert Krieger zu meinem Befehl habe?“

„Du vergißt, daß Du ohne meinen Willen dieses Zimmer nicht verlassen kannst und daß ich Dich todt zu meinen Füßen niederstrecke, wenn Du Dich von der Stelle rührst!“

„Verräther!“ murmelte Don Pedro.

„Verblendeter Thor!“ rief Mothril, „sage vielmehr Retter. Du kannst fliehen und mit der Freiheit alles Verlorene wiedergewinnen. Fliehe also und beleidige nicht den einzigen Freund, den Du noch auf der Welt hast.“

„Ein Freund spricht nicht in solch einem Tone zu mir!“

„Wäre es Dir lieber, wenn ich Dir schmeichelte und Dich Deinen Feinden überlieferte? Wir müssen einen Herold an die Belagerer senden, um ihnen den Glauben zu benehmen, daß Du Dich hier befindest. Sobald wir sehen, daß sie die Hoffnung verlieren, einen so wichtigen Fang zu thun, und daß sie in ihrer Wachsamkeit nachlassen, benutzest Du die erste günstige Gelegenheit zur Flucht.“

Don Pedro billigte diesen Vorschlag und fertigte sogleich den Officier ab, welcher seinen Auftrag, wie wir gesehen haben, mit Geschicklichkeit vollzog. Die Nachrichten, welche er auf das Schloß zurückbrachte, erfüllten jedermann mit außerordentlicher Freude.

„Jetzt," sagte Mothril, „haben wir nichts weiter zu fürchten als einen gewöhnlichen Feind. In der ersten dunklen Nacht sind wir gerettet."

Don Pedro war so entzückt über diesen Gedanken, daß er sogar freundlich gegen seinen Minister wurde und ihm die glänzendsten Versprechungen machte. Er wußte wohl, daß, wenn er Mothrils Hoffnungen für die Zukunft aufrecht erhielt, er ihn verhinderte, sich ganz von ihm loszusagen und vielleicht sogar seinen Feinden auszuliefern. Mothril dagegen hoffte alles von der Befreiung Don Pedro's, indem dadurch auf's neue ein Krieg angefacht wurde, dessen Früchte ihm zufallen mußten, während andernfalls, wenn Don Pedro gefangen oder getödtet wurde, die Sarazenen keinen Vorwand mehr hatten, einen Vernichtungskrieg gegen unüberwindliche Feinde zu unterhalten. Er lieh daher den Versprechungen des Königs ein geneigtes Ohr und sicherte ihm seine Beihülfe zu.

Don Pedro beschloß zuerst, daß drei seiner ergebensten Anhänger in der bevorstehenden Nacht die Verschanzungen recognosciren und einen schwachen Punkt aufsuchen sollten, von wo aus der König, nachdem man die Schildwachen ermordet hätte, auf einem guten Pferde seine Flucht bewerkstelligen könnte.

Der Himmel schien das Unternehmen zu begünstigen; die Nacht war dunkel und stürmisch, und gegen neun Uhr begann es sogar heftig zu regnen. Agenor und Musaron befanden sich bereits seit Sonnenuntergang in der uns bekannten Höhle. Längs der Verschanzung waren ausgewählte Officiere aufgestellt, die sich kleine Nischen in die Erde gegraben hatten, in denen sie des Nachts bei schlechtem Wetter zubrachten und die eine ununterbrochene Linie von Wachen um die ganze Festung bildeten. Auf dem Walle selbst standen Schildwachen in größeren Entfernungen von einander; sie hatten sich wegen des Regens in ihre Mäntel gehüllt und einige hatten sich sogar niedergelegt.

Nach zehn Uhr sahen Agenor und Musaron drei Officiere mit der größten Vorsicht vom Schlosse herabkommen, um eine Stelle der Verschanzung zu untersuchen, wo sich keine Schildwache befand und die nur von dem an der äußeren Schanzverkleidung stehenden Officiere bewacht wurde. Agenor hörte, wie die drei Abgesandten Don Pedro's sich gegenseitig ihre Freude über diese Entdeckung ausdrückten, während sie wieder auf das Schloß zurückkehrten.

Er schickte sogleich Musaron an den zunächststehenden Officier ab, um demselben zu melden, daß sich etwas

ereignen werde, und binnen wenigen Minuten waren sämmtliche Officiere im ganzen Umkreise der Verschanzung davon unterrichtet. Bald darauf hörte Agenor den leisen Tritt von mehreren Pferden von der Plattform herabkommen. Das Geräusch kam immer näher, doch war es fast unmerklich, denn Don Pedro hatte die Hufe der Pferde mit Werg umwickeln lassen.

Agenor und sein Knappe sahen die Reiter an der Grotte vorüberkommen und erkannten deutlich das Gesicht des Königs, welcher den kleinen Zug beschloß. Die beiden Vordersten kamen glücklich über den Erdwall, aber jenseit desselben fielen sie in einen Graben, in welchem sie von zwanzig Bewaffneten geknebelt und geräuschlos fortgeführt wurden. Als Don Pedro, welcher hiervon keine Ahnung hatte, sich in den Sattel schwang, um ebenfalls über die Verschanzung zu setzen, wurde er plötzlich von Agenors kräftigen Armen umschlungen, während Musaron ihm den Mund zuhielt und dem Pferde des Königs einen leichten Dolchstich beibrachte, so daß es über den Erdwall sprang und in eiliger Hast entfloh.

Don Pedro wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung.

„Verhaltet Euch ruhig,“ sagte Agenor leise zu ihm, „damit ich nicht gezwungen werde Euch zu tödten.“

„Ich bin der König," stammelte Don Pedro; „ich hoffe, daß Ihr mich als Ritter behandelt!"

„Ich weiß, daß Ihr der König seid," entgegnete Agenor, „und gebe Euch mein Ritterwort, daß Euch kein Leid geschehen soll."

Er führte Don Pedro durch die Reihen der hocherfreuten Officiere in das Zelt des Anführers, der sogleich zwei Eilboten an Don Enrigo und an den Connetable abschickte, um ihnen die Nachricht zu bringen, daß der Krieg zu Ende sei.

Sechzehntes Kapitel.

Diplomatie der Liebe.

Als der Connetable die wichtige Neuigkeit vernahm, eilte er unverzüglich nach Montiel. Er dankte Agenor herzlich für seinen Scharfblick und seine Beharrlichkeit und ließ sein Feldbett vor dem von dreißig Rittern umgebenen Zelte des gefangenen Königs aufschlagen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Indessen befahl er den König mit Achtung zu behandeln.

„Ihr seht jetzt, Herr Connetable," sagte Agenor zu ihm, „wie frech der spanische Officier log, als er Euch versicherte, Don Pedro sei nicht in Montiel."

„Deshalb soll auch sowohl er als die ganze Garnison gehängt werden. Seine Lüge entbindet mich des ihm gegebenen Worts."

„Gnädiger Herr," versetzte Agenor, „die unglücklichen Soldaten müssen thun, was ihr Gebieter befiehlt.

Wenn sie sich ergeben, so würdet Ihr einen Mord begehen, und ergeben sie sich nicht, so bekommt Ihr sie nicht in Eure Gewalt."

„Wir zwingen sie durch Hunger sich zu ergeben," erwiederte der Connetable.

Der Gedanke, Aissa könnte durch Hunger umkommen, ließ Agenor die Grenzen seiner gewöhnlichen Bescheidenheit überschreiten.

„O gnädiger Herr," rief er aus, „eine solche Grausamkeit werdet Ihr nicht begehen!"

„Ich bestrafe dadurch nur die Lüge und Falschheit," entgegnete Bertrand. „Ich will dem schurkischen Sarazenen Mothril durch einen Herold ankündigen lassen, daß Don Pedro gefangen ist, daß er also in Montiel war und daß zur Strafe für diese Lüge die Besatzung decimirt wird, wenn sie sich ergiebt, ergiebt sie sich aber nicht, durch Hunger dazu gezwungen werden soll."

„Und Donna Aissa!" rief Agenor mit Entsetzen.

„Es versteht sich von selbst, daß die Frauen geschont werden."

„Aber Mothril wird Aissa nicht schonen, er wird sie umbringen! Ich bitte Euch daher, Messire, keinen andern Herold als mich an Mothril zu senden und mir

freie Hand zu lassen; ich stehe Euch dann für die sofortige Unterwerfung des Mauren wie der ganzen Besatzung."

„Nun wohl, es sei Euch gewährt. Ich garantire der Besatzung Leben und Eigenthum, mit Ausnahme Mothrils; dieser aber hat auf keine Gnade zu hoffen."

„Bedenkt, Messire, daß er mich zuerst fragen wird, ob Ihr sein Leben schont, und was soll ich dann antworten?"

„Was Ihr wollt. Wenn Ihr Eure Aissa habt, kümmert Euch das Uebrige nicht; überlaßt das mir."

„Noch einmal, gnädiger Herr, habt Nachsicht! Es ist wahr, Mothril ist ein schändlicher Bösewicht und seine Bestrafung würde Gott wohlgefällig sein; aber er ist fernerhin machtlos und kann niemandem mehr schaden..."

„Genug, Messire, Eure Mühe ist vergebens. Geht jetzt und laßt mich ein wenig ruhen, ich bin dessen bedürftig."

Agenor wußte, daß der Connetable, wenn er einmal einen Vorsatz gefaßt hatte, unerschütterlich auf demselben beharrte und er drang daher nicht weiter in ihn. Aber er wußte auch, daß Mothril, wenn er hörte, daß sich Don Pedro in der Gewalt der Bretagner befand, keine Rücksicht mehr nehmen, am wenigsten aber Aissa ausliefern würde.

Während er noch über einen Ausweg aus dieser bedenklichen Lage nachdachte, verkündeten die Trompeten die Ankunft Don Enrigo's.

„Was Euch der Connetable nicht bewilligt hat," sagte Musaron zu seinem Herrn, „das wird Euch der König gewähren, wenn Ihr ihn darum bittet."

„Ich will es versuchen," erwiederte Agenor.

Musaron hatte sich nicht geirrt. Während der König vom Pferde stieg, erbat sich Agenor von ihm als Lohn für seinen wichtigen Dienst das Leben Mothrils, und Don Enrigo gewährte ihm in der That seine Bitte als Belohnung für den großen Dienst, den er ihm geleistet hatte.

Agenor küßte dem Könige die Hand und eilte hinweg, als hätte er einen Schatz bei sich. Er wählte zwei Trompeter aus und stieg mit ihnen und seinem getreuen Leibknappen den schmalen Pfad nach der Festung hinauf. Mothril erwartete ihn auf der Plattform und ließ sogleich das Thor öffnen.

„Ich komme," sprach Mauleon, „im Namen des Connetable, welcher Dir Folgendes sagen läßt: Ich hatte einen Waffenstillstand mit meinen Feinden abgeschlossen und ihnen unter der Bedingung, daß niemand sich von dem Schlosse entfernte, die Schonung ihres Lebens zuge-

sichert. Aber ich bin andern Sinnes geworden, da Ihr Euer Wort gebrochen habt. Diese Nacht sind trotz unsrer Schildwachen drei Reiter über die Verschanzung entflohen."

„Nun wohl," entgegnete Mothril mit erzwungener Ruhe, „so müssen sie mit dem Tode bestraft werden."

„Das könnte geschehen, wenn wir sie hätten; aber sie sind entkommen."

„Warum habt Ihr sie nicht angehalten?" fragte Mothril, der seine Freude kaum zu verbergen vermochte.

„Weil wir uns auf Euer Wort verließen und unsere Leute daher eine weniger strenge Wachsamkeit beobachteten. Wer sind die Entflohenen?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Zähle Deine Leute."

„Ich bin hier nicht Befehlshaber."

„Dann gehörst Du also nicht zur Besatzung und bist von den Bedingungen der Waffenruhe ausgeschlossen?"

„Ich bin allerdings der Befehlshaber," entgegnete Mothril einlenkend, um den Vortheil einer möglichen Capitulation nicht zu verlieren.

„So vernimm denn den Entschluß des Connetable," sagte Agenor: „entweder das Schloß wird noch heute übergeben oder die strenge Blokade beginnt unverzüglich und Ihr werdet ausgehungert."

„Und wenn wir es vorzögen zu sterben?“

„Das steht Euch frei. Dann rechnet aber nicht darauf, daß Euch Don Pedro zu Hülfe kommt.“

„Glaubst Du?“

„Wir haben eine Armee, er aber nicht, und ehe er eine neue sammeln kann, seid Ihr sämmtlich Hungers gestorben. Rettet also Euer Leben, da es in Eurer Macht steht.“

„Ihr versprecht uns also unsres Lebens zu schonen?“

„Der König Don Enrigo, welcher so eben angekommen ist, bürgt Euch mit seinem Worte dafür.“

„Wir können gehen wohin wir wollen und all unser Eigenthum mitnehmen?“

„Ihr könnt es.“

„Nun wohl, ich will es mir überlegen.“

„Wenn Du Dich binnen hier und zwei Stunden nicht ergiebst,“ versetzte der junge Mann, „so ist es um Dein Leben geschehen.“

„Hm! hm! zwei Stunden . . . das ist keine sonderliche Freigebigkeit.“

Plötzlich richteten sich seine Augen nach dem Lager der Bretagner.

„Sieh doch,“ rief er, indem er auf das Zelt des

Anführers zeigte, „Deine Christen scheinen in Streit gerathen zu sein; es läuft alles nach jenem Zelte hin.“

In der That eilten eine Menge Soldaten und Officiere nach dem bezeichneten Zelte, das sich bewegte, als würde es von innen erschüttert; auch den Connetable sah Agenor herbeikommen.

„Es muß etwas Wichtiges in dem Zelte vorgehen, in welchem sich Don Pedro befindet,“ sagte Agenor leise zu seinem Knappen; „wir wollen gehen, Musaron.“

Während Mothrils Aufmerksamkeit ganz auf diesen neuen Zwischenfall gerichtet war, benutzte Agenor den günstigen Augenblick, um mit seinen Bretagnern den steilen Abhang von der Plattform nach dem Ausgangsthore hinunter zu steigen. Unterwegs erscholl plötzlich ein furchtbares Geschrei vom Lager herauf, und kaum hatte er das Thor hinter sich, so hörte er Mothril mit Donnerstimme rufen:

„Allah! der Verräther hat mich hintergangen! Don Pedro ist gefangen! Haltet den Franzosen an und schließt die Thore!“

Aber Agenor war bereits in Sicherheit und konnte selbst das entsetzliche Schauspiel mit ansehen, das der Maure von fern auf der Plattform beobachtete.

„Barmherziger Gott!“ rief Agenor, „noch eine Minute, so waren wir verloren, denn was ich dort in dem Zelte erblicke, würde die blutigsten Repressalien Mothrils entschuldigt haben.“

Siebzehntes Kapitel.

Was sich in dem Zelte Le Bègue's de Vilaines ereignete.

Nachdem Agenor den König Don Enrigo verlassen hatte, begab sich dieser in das Zelt des Gefangenen, der auf einem Feldstuhle saß und nachdenkend den Kopf in beide Hände gestützt hatte. Als er Schritte neben sich hörte, blickte Don Pedro auf, und sobald er seinen Ueberwinder erkannte, rief er wüthend aus:

„Du wagst es noch, hierher zu kommen? Vergebens habe ich Dich während der Schlacht gerufen, aber Du hast keinen andern Muth als den, einen besiegten Feind zu beleidigen. Selbst in diesem Augenblicke verbirgst Du mir das Gesicht, damit ich Deine Blässe nicht sehen soll."

Don Enrigo nahm langsam seinen Helm ab und legte ihn auf den Tisch. Sein Gesicht war in der That bleich, aber vollkommen ruhig und heiter.

„Ja," sagte Don Pedro aufstehend, „ich erkenne den Bastard meines Vaters, der sich König von Castilien nennt und vergißt, daß es in Castilien keinen König giebt, so lange ich am Leben bin."

Enrigo bemühte sich, den Beleidigungen seines Feindes Geduld entgegenzusetzen; aber wider seinen Willen stieg ihm nach und nach die Zornesröthe in's Gesicht.

„Hüte Dich," rief er mit zitternder Stimme, „daß Du meinen Zorn nicht rege machst."

„O, darüber bin ich ganz ruhig," erwiederte der Gefangene mit funkelnden Augen, „Du läßt Deinen Zorn nicht weiter gehen als es Dir die Sorge für Erhaltung Deines Lebens zuläßt. Du fürchtest Dich . . ."

„Du lügst, Schurke!" rief Don Enrigo auf's höchste erbittert.

Statt aller Antwort faßte Don Pedro den verhaßten Gegner bei der Gurgel, und es entspann sich ein Ringkampf zwischen den beiden Brüdern, durch welchen das ganze Zelt erschüttert wurde. Auf den Lärm eilten der Connetable und mehrere Officiere herbei, und sie waren genöthigt, die Leinwand des Zeltes mit ihrem Degen aufzuschlitzen, um eintreten zu können, da sich die Sporen der beiden Ringenden in den Thürvorhang verwickelt hatten. Der ganze innere Raum des Zeltes war

nun offen und jeder konnte den mörderischen Kampf mit ansehen. Die beiden Gegner wanden sich wie zwei Schlangen auf dem Erdboden, und schon war es Don Pedro gelungen, seinen Bruder unter sich zu bringen. In dem Augenblick aber, als er einen Dolch aus dem Gürtel zog, um ihn damit zu ermorden, ergriff Duguesclin mit kräftiger Hand sein Bein, so daß er das Gleichgewicht verlor und Don Enrigo auf ihn zu liegen kam. Mit der Schnelligkeit des Gedankens zog dieser nun seinen Dolch hervor und stieß ihn bis an das Heft in Don Pedro's Hals. Ein dicker Blutstrom entquoll der tödtlichen Wunde, Don Pedro's Augen erloschen und er fiel entseelt zurück.

Ein düstres Schweigen herrschte unter den Anwesenden. Don Enrigo ließ den blutigen Dolch zur Erde fallen, setzte sich in einem Winkel des Zeltes nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Der Connetable suchte ihm Trost zuzusprechen und entließ die Zuschauer der gräßlichen Scene.

„Allerdings," sagte er, „wäre es besser gewesen, Ihr hättet dieses Blut mit Eurem Schwert oder Eurer Streitart während der Schlacht vergossen; aber Gott hat es anders gewollt. Kommt, Sire, und faßt Muth."

„Er hat es darauf angefangen, daß es so kommen mußte," erwiederte der König; „ich hätte ihm gern ver=

ziehen . . . Aber sorgt dafür, daß sein Körper nicht länger den Blicken der Soldaten ausgesetzt ist und daß er mit den ihm gebührenden Ehren beerdigt wird."

„Ueberlaßt das uns, Sire, und sucht den ganzen Auftritt zu vergessen."

Schweigend und niedergeschlagen entfernte sich Don Enrigo und begab sich in ein andres Zelt.

In diesem Augenblicke erschien ein Spanier von der Festung im Lager, um anzukündigen, daß die Besatzung um acht Uhr Abends unter den von dem Parlementär des Connetable festgesetzten Bedingungen die Waffen strecken wollte.

Mothril hatte diese entsetzliche, grauenvolle Scene von dem Schlosse aus mit angesehen. Er hatte Don Enrigo an dem goldenen Löwen auf seinem Helm und Don Pedro an seinem glänzenden Haar und an seinem letzten Todesschrei erkannt. Von diesem Augenblicke an durchschaute er Agenors Taktik. Er sah ein, daß ihm dieser die Schonung seines Lebens zusicherte, um ihn beim Abzuge von Montiel ermorden zu lassen und sich Aissa's auf diese Weise für immer zu bemächtigen.

„Es ist möglich, daß ich sterbe," sagte der Maure zu sich selbst; „aber dann sollst Du auch Aissa nicht in

Deine Hände bekommen, verdammter Christ, wenigstens nicht lebend!"

Er kam mit Rodrigo überein, Don Pedro's Tod, den außer ihnen niemand auf dem Schlosse gesehen hatte, der Besatzung zu verschweigen, und versammelte dann die Officiere um sich. Diese waren sämmtlich der Meinung, daß man sich ergeben müsse. Vergebens suchte ihnen Mothril einzureden, es sei besser zu sterben, als sich der Gnade der Sieger zu überlassen. So mußte er endlich einsehen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden war; er fügte sich in sein Schicksal, aber er faßte einen furchtbaren, unerschütterlichen Entschluß.

Nachdem ein Officier in's feindliche Lager abgeschickt worden war, um dem Connetable anzukündigen, daß sich die Festung um acht Uhr Abends ergeben werde, sagte Mothril zu Rodrigo, er wolle sich in seine Gemächer einschließen, um zu beten.

„Zur bestimmten Stunde," setzte er hinzu, „läßt Du die Garnison abziehen; zuerst die Soldaten, dann die Unterofficiere und hierauf Du selbst mit den Officieren. Ich und Donna Aissa werden zuletzt folgen."

Sobald Mothril allein war, begab er sich in Aissa's Zimmer.

„Du stehst, mein Kind," sagte er zu ihr, „daß alles

nach unsern Wünschen geht. Don Pedro hat nicht allein das Schloß verlassen, sondern er ist todt."

„Wie? er ist todt?" rief das junge Mädchen mit einem Gemisch von Schauder und Zweifel.

„Du sollst Dich selbst davon überzeugen," versetzte Mothril mit der größten Ruhe; „ich will Dir zeigen, wie die Christen, welche Du so sehr liebst, ihre besiegten und gefangenen Feinde behandeln."

Er führte sie hinaus auf die Plattform und zeigte ihr das offene Zelt mit dem Leichnam Don Pedro's, so wie auch die drei Pferde des Königs und seiner beiden Begleiter, welche herrenlos in der Nähe des Schlosses umherirrten. Aissa stieß einen lauten Schrei aus und sank fast ohnmächtig in Mothrils Arme.

Dieser trug sie in ihr Zimmer zurück, kniete an dem Ruhebett nieder, auf welches er sie legte, und sagte dann zu ihr:

„Das Schicksal, welches Don Pedro getroffen, erwartet auch mich, mein Kind. Die Christen haben mir eine Capitulation anbieten lassen und mir die Schonung meines Lebens zugesichert; sie hatten auch Don Pedro das Leben versprochen, und Du siehst, wie sie ihr Wort gehalten haben! Du bist jung und unerfahren, aber Du

hast ein reines Herz und einen geraden Sinn; rathe mir, was ich thun soll."

„Ich, Euch rathen?..."

„Du kennst einen Christen . . ."

„Und dieser," rief Aissa, „wird sein Wort nicht brechen, sondern Euch retten, denn er liebt mich."

„Aber welches Ansehen genießt er unter den Seinigen? Er ist ein einfacher Ritter, der Generale, einen Connetable, einen König über sich hat. Ich gebe zu, daß er uns verzeihen würde, aber die Andern sind unversöhnlich und sie werden uns ermorden."

„Auch mich!" rief Aissa von Angst ergriffen.

„Nein, Dich nicht; Du bist ein junges und schönes Mädchen, und die Franzosen und Spanier sind galant!... Aber ich bin ein ihnen gefährlicher Feind, mich werden sie nicht schonen . . ."

„Ich sage Euch, Agenor wird meine Ehre mit seinem Leben vertheidigen."

„Und wenn er umkäme, was würde dann aus Dir?"

„Dann bleibt mir der Tod als letzte Zuflucht. Aber ich versichere Euch, daß Ihr Euch über den Einfluß des Ritters von Mauleon täuscht. Der König liebt ihn, der Connetable beehrt ihn mit seinem Vertrauen, er wird uns Beide retten."

„Ich sage Dir, Du irrst Dich, mein Kind," rief der Maure unwillig, „Agenor kann uns nicht retten, denn er ist so eben hier gewesen und hat mich gebeten, ein Mittel zu suchen, um Dich den Beschimpfungen der Christen zu entziehen. Unter dieser Bedingung hat er mir versprochen, mich zu vertheidigen."

„Wie können sie mich beschimpfen, da ich selbst eine Christin werden will!"

Mothril war kaum im Stande einen Ausruf der Wuth zu unterdrücken.

„Was soll ich thun?" fuhr er fort; „die Zeit drängt, diesen Abend wird das Schloß übergeben, ich muß sterben und Du kommst als Beute in die Gewalt der christlichen Anführer."

„Was hat Agenor gesagt?"

„Er hat mir ein gefahrvolles Mittel zur Flucht vorgeschlagen. Blicke aus diesem Fenster; der Felsen steigt hier senkrecht in das Thal hinab und die Franzosen haben auf dieser Seite keine Wachen ausgestellt, da sie von hier aus jedes Entkommen für unmöglich halten. Der fränkische Ritter hat mir nun gerathen, diesen Abend, während das Belagerungsheer an den Thoren damit beschäftigt ist, die Besatzung in Empfang zu nehmen, ein Seil an dem Gitter zu befestigen und mich mit Dir an

demselben hinabzulassen. Er will uns unten erwarten und dann unsre Flucht erleichtern."

„Wie? er will nicht mit uns kommen?... er will mich mit Dir allein fliehen lassen?"

„Nein, nein," erwiederte Mothril; „siehst Du dort am entgegengesetzten Abhange der Schlucht die drei Rosse weiden?"

„Ja, ich sehe sie."

„Sind wir nicht auch unser Drei?"

„Ja, ja, jetzt glaube ich Euch. Wir wollen fliehen, Mothril; mit ihm würde ich mich in einen Abgrund von Feuer stürzen!"

„Nun so halte Dich bereit, wenn die Trommeln und Trompeten den Abzug der Garnison verkünden. Das Seil habe ich schon hier, es ist lang genug und könnte ein dreimal größeres Gewicht tragen als unsere beiden Körper. Du wirst also muthig und stark sein, Aissa?"

„So muthig und stark, als ginge ich mit meinem Ritter zur Hochzeit," erwiederte das junge Mädchen freudetrunken.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kopf und die Hand.

Eine kalte und regnerische Nacht hüllte die Mauern des Schlosses Montiel in ihren dunklen Schleier.

Nach acht Uhr ertönte das Trompetersignal und bald darauf sah man die Besatzung der Veste auf dem schmalen Felsenpfade herabkommen, an dessen Ende sie von dem Connetable und seinen Unterfeldherren in Empfang genommen wurde.

Plötzlich kam Musaron ein Gedanke in den Sinn und er sagte seinem Herrn leise in's Ohr:

„Dieser verdammte Maure hat ohne Zweifel Schätze und er ist im Stande, sie in einen Abgrund zu werfen, damit wir sie nicht bekommen. Ich will doch einmal die Runde um das Schloß machen.“

„Thue es,“ erwiederte Agenor; „ich werde den Schatz, der mir von allen Schätzen Mothrils am theuersten ist,

hier erwarten, damit ich ihn sogleich in Empfang nehmen kann."

Musaron eilte hinweg. Die heftigste Ungeduld verzehrte den jungen Ritter, während er die Soldaten der Festung einzeln defiliren sah; eine unheilvolle Ahnung zuckte ihm wie ein spitziger Stahl durch den Kopf. Plötzlich fühlte er die Hand Musarons auf seiner Schulter.

„Kommt schnell, Herr Ritter," flüsterte ihm dieser zu; „meine Vermuthung bestätigt sich, der Maure entflieht durch ein Fenster und was man herabläßt hat mir ganz das Aussehen eines lebenden Wesens."

„Du bist von Sinnen, Musaron; an Mothrils Person ist mir nichts gelegen und er hat gewiß nur einige elende Geldsäcke bei sich, die er auf diese Weise retten will."

„Wenn Ihr nicht mitkommt, so gehe ich allein," versetzte der Knappe ungeduldig; „werde ich dann ermordet, so ist es Eure Schuld."

Agenor antwortete nichts, aber er entfernte sich von der Gruppe der Officiere und folgte Musaron nach der entgegengesetzten Seite der Festung.

„Seht Ihr dort?" sagte dieser leise, indem er seinem Herrn eine weiße Gestalt zeigte, welche sich langsam an der dunklen Felswand in das Thal herabbewegte.

Mauleon stieß einen lauten Schrei aus.

„Bist Du es, Agenor?“ rief eine sanfte Stimme.

„Nun, was sagt Ihr dazu, Herr Ritter?“ fragte der Knappe.

„Wir wollen schnell an den Rand der Schlucht eilen um sie beim Heraufsteigen in Empfang zu nehmen.“

„Nicht doch, wir wollen uns vielmehr niederlegen und uns ganz still verhalten. Wenn sie oben sind, können wir sie noch Zeit genug einholen.“

Mothril hatte den Ausruf Agenors vernommen, und als er mit seiner kostbaren Bürde auf dem Grunde der Schlucht angelangt war, ruhte er einen Augenblick, um zu horchen. Da er nichts mehr hörte, faßte er wieder Muth und erklimmte den jenseitigen Abhang. Sobald er auf der Höhe desselben ankam, hörte er von neuem Mauleons Ruf: „Aissa! Aissa!“

„Ha! der Christenhund!“ rief Mothril wüthend.

„Agenor ist dort . . . gehen wir nicht zu ihm?“ sagte Aissa, indem sie sich den Armen des Mauren zu entwinden suchte.

Statt aller Antwort umschlang er sie nur noch fester und schleppte sie nach der Gegend, wo er Don Pedro's Pferd gesehen hatte.

Agenor eilte ihm nach so schnell er konnte, aber er strauchelte bei jedem Schritte, so daß Mothril bald einen

Vorsprung gewann und eines der drei Pferde erreichen konnte. Mothril ergriff es an der Mähne, hob Aissa hinauf, schwang sich dann selbst in den Sattel und jagte im Galopp davon.

Als Mauleon den Huftritt des enteilenden Rosses hörte, erreichte seine Wuth den höchsten Grad und mit der Kraft der Verzweiflung begann er von neuem zu laufen; allein bald fiel er erschöpft und athemlos zu Boden.

„Herr Ritter!“ rief Musaron in diesem Augenblicke, „hier ist ein Pferd! kommt rasch, ich halte es.“

Wie durch Zauber kehrten Agenors Kräfte zurück; er sprang in den Sattel und eilte Mothril nach. Sein Roß war kein andres als der prachtvolle Schimmel Don Pedro's, der in ganz Andalusien nicht seines Gleichen hatte. Bald näherte er sich Aissa und rief ihr zu:

„Muth! hier bin ich!“

Mothril zerstach mit seinem Dolche die Weichen seines Rosses, das vor Schmerz laut wieherte.

„Gieb sie mir,“ rief Agenor dem Mauren zu, „ich schwöre Dir bei dem lebendigen Gott, Dich fliehen zu lassen, wohin Du willst!“

Mothril antwortete darauf mit einem höhnischen Gelächter. Doch endlich fühlte er auf seinem Rücken den heißen Athem von Agenors Rosse; der junge Ritter konnte

Aissa's weißes Kleid erfassen, er klammerte sich mit der Hand daran fest und schwang sein Schwert über Mothrils Kopfe. Aber dieser wendete sich plötzlich und hieb mit einem geschickten Schlage seines türkischen Dolches Agenors rechte Hand ab, die an dem Kleide hängen blieb.

Der junge Mann stieß einen lauten Schrei des Schmerzes aus; aber die Wuth verdoppelte seine Kräfte, sein Schwert hob sich von neuem, und hätte Mothril seinem Pferde nicht einen Seitensprung machen lassen, so wäre es um ihn geschehen gewesen.

„Gieb sie mir!“ rief Agenor mit schwächer werdender Stimme; „Du siehst, daß Du mir nicht entgehen kannst. Gieb sie mir, ich liebe sie!“

„Auch ich liebe sie!“ versetzte Mothril, indem er sein Roß zu immer größerer Eile stachelte.

Inzwischen hatte Musaron auch das dritte Pferd aufgefunden, und er kam über Steine und Baumstämme herbeigesprengt, um seinen Herrn zu unterstützen.

Mothril wendete sich um, und als er den Knappen dicht hinter sich erblickte, sah er ein, daß er verloren war.

„Du verlangst dieses junge Mädchen...“ rief er aus.

„Ja,“ erwiederte Agenor, „und ich werde sie bekommen!“

„Wohlan, so nimm sie hin.“

Agenor hörte seinen Namen rufen, auf den ein dumpfes Röcheln folgte, und ein schwerer Gegenstand, in einen weißen Schleier gehüllt, rollte vor die Füße seines Pferdes.

Mauleon sprang herab, um zu sehen, was Mothril ihm zuwarf: es war das Haupt seiner Geliebten!...

Er sank ohnmächtig neben demselben zu Boden.

Als der grauende Morgen mit seinem matten Dämmerlichte die fürchterliche Scene beleuchtete, hätte man sehen können, wie der junge Ritter, bleich wie ein Gespenst, seinen Mund auf die kalten und bläulichen Lippen des Kopfes drückte, den ihm der Maure zugeworfen hatte.

Einige Schritte davon saß Musaron und weinte. Der treue Knappe hatte während der Ohnmacht seines Herrn dessen Wunde verbunden und ihm so, wider seinen Willen, das Leben gerettet.

In einiger Entfernung lag der entseelte Körper Mothrils, die Schläfe von dem sichern und tödtlichen Pfeile des wackern Knappen durchbohrt und den verstümmelten Leichnam Aissa's unter dem Arme haltend.

Noch im Tode schwebte ein Lächeln des Triumphs auf seinen Lippen.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Agenor und die Maurin Historischer Roman von Alexander Dumas. Deutsch von Louis Fort

Leipzig 1849

P.o.gall. 2431 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10100483-2